

# Als der Wind sich drehte

## Von Mölbis nach Workuta

## Erinnerungen eines Zeitzeugen

*Werner Gerhard Sperling*

## Inhaltsverzeichnis


| | | |
|---|---|---|
| 1. | Von Mölbis in den GULag | 4 |
| 1.1 | Das Dorf Mölbis | 4 |
| 1.2 | Mein erster Kontakt mit Andersdenkenden | 8 |
| 1.3 | Die Erinnerungen wach halten | 10 |
| 2. | Kontakt zum amerikanischen Geheimdienst CIA und einer „anderen Welt“ | 12 |
| 3. | Mein Leidensweg ab Herbst 1950 | 17 |
| 3.1 | Von der Stasi in Mölbis verhaftet | 17 |
| 3.2 | Im Gefängnis in der Potsdamer Bauhofstraße | 21 |
| 3.3 | Nachttransport in das sowjetische Geheimdienstgefängnis in der Potsdamer Lindenstraße | 25 |
| 3.4 | Zum Haftprüfungstermin im Dezember 1950 | 27 |
| 3.5 | In Zelle 62 | 31 |
| 3.6 | Die Verhöre | 37 |
| 3.7 | Vor dem Militärtribunal in Potsdam | 41 |
| 3.8 | Die sogenannte „Gruppe Schnee“ | 45 |
| 3.9 | In der Tribunalzelle nach der Verurteilung Ende April 1951 | 49 |
| 3.10 | Der schwere Gang in die sogenannten Todeszellen | 50 |
| 3.11 | Haftkameraden aus Zelle 62, die zum Tod verurteilt wurden | 53 |
| 4. | Sowjetisches Gefängnispersonal in der Lindenstraße in Potsdam | 59 |
| 5. | Mein Transport mit den Todeskandidaten Anfang Mai 1951 von Berlin in die Sowjetunion | 61 |

| | | |
|---|---|---|
| 5.1 | Zwischenstation: Brest | 61 |
| 5.2. | Weiterfahrt der Todeskandidaten von Brest nach Moskau in das Butyrka-Gefängnis | 64 |
| 5.3 | Über die Widerstandgruppe „Weindok“ aus Borna | 67 |
| 6. | Auf Etappe in Russland | 73 |
| 6.1 | Der Gefangenentransport von Brest in den GULag | 73 |
| 6.2 | Das Gefängnis Wologda - eine Klosterfestung aus der Zarenzeit | 82 |
| 6.3 | Straflager Workuta: Schacht 1 | 91 |
| 6.4 | Straflager Workuta: Schacht 40 | 103 |
| 6.5 | Straflager Workuta: Lager und Schacht 12/14/16 | 111 |
| 7. | Heraus aus dem GULag - WORKUTA in Richtung Heimat | 118 |
| 7.1 | Rücktransport nach Tapiau in Nordostpreußen | 118 |
| 7.2 | Auf späterer Spurensuche in Nordostpreußen | 125 |
| 7.3 | Zurück in Deutschland über Fürstenwalde/Spree im Dezember 1953 | 128 |
| 8. | Schlussbemerkungen | 133 |

# 1. Von Mölbis in den GULag

## 1.1 Das Dorf Mölbis

Das Dorf Mölbis befindet sich rund 20 Kilometer südlich von Leipzig unweit der ehemaligen Bahnstation Espenhain. Die erste urkundliche Nennung von Mölbis stammt aus dem Jahr 1230. Einst war dieses Dorf durch Bauernwirtschaften bestimmt. Den Mittelpunkt bildete das 1714 erbaute Schloss mit einer schönen Parkanlage. Das Dorf Mölbis hat in seiner Geschichte viele Besonderheiten aufzuweisen. In den Bauernunruhen im Leipzig-Bornaer Raum 1525 dominierte der Mölbiser Großbauer und Gastwirt (Kretzschmar) Georg Süßmund. Die Mölbiser mussten dem Lehnsherrn aufgrund ihrer Beteiligung an den Unruhen hohe Strafgelder zahlen; ihr Anführer Georg Süßmund wurde am 12. Juli 1525 auf dem Markt in Altenburg hingerichtet. Den neuen Machthabern nach 1945 in der SBZ (Sowjetische Besatzungszone) war dieser historische Fakt bekannt, und so wurde die bisherige „Bauernstraße“ umbenannt. Doch statt den Bauernführer Georg Süßmund zu ehren, wurde seine Profession als „Kretzschmar“ gewürdigt. Die heute noch bestehende Kirche in Mölbis wurde 1688 durch Christoph Dietrich Bose erbaut, der als sächsischer Minister u.a. am Hofe August des Starken tätig war und hier eine Erbbegräbnisstätte für seine Familie errichtete . Er ließ den Innenraum der Kirche mit einem Gemälde aus der Cranachschen Schule schmücken, das heute in der Dresdener Gemäldegalerie zu finden ist. Den Mölbiser Besitz übernahm sein Sohn Adam Heinrich Bose, der als sächsischer General und Gouverneur der Festung in Wittenberg siegreich zahlreiche Schlachten führte und in Mölbis das bereits erwähnte Schloss errichten ließ.

Die Vorfahren der Familie Sperling siedelten 1886 mit Richard Sperling nach Mölbis über. Hier heiratete Richard Sperling 1891 Auguste Hieronymus. Am 12. Januar 1894 publizierte Richard Sperling in der

Zeitschrift „Der Wähler - Organ für die Interessen des werktätigen Volkes“ Nr. 9 einen Beitrag, der noch über Wochen die königliche Amtshauptmannschaft in Borna in Bewegung hielt, denn Richard Sperling hatte den Militärverein des Ortes u.a. mit folgenden Worten angegriffen: „Wie lächerlich sich zuweilen unsere Mordspatrioten machen, zeigte sich wieder einmal gelegentlich des kürzlich hier stattgefundenen Militärvereinsballs. [...] Schließlich hatte der socialistenfresserische Herr Vorstand noch in dem Barbier Sp.[erling] einen Roten herausgewittert, auch er musste den Saal verlassen. Die Herren Militärvereinler sollten es sich zur Ehre rechnen, wenn vernünftige Menschen zu ihnen kommen.“ Das Blut dieses Ahnen scheint sich auch in den Nachkommen zu finden, die den Entwicklungen nicht selten aufgeschlossen und kritisch zugleich gegenüber standen.

Doch zunächst noch einige wenige Fakten aus der jüngsten Geschichte von Mölbis: Die Wirtschaft des Rittergutes Mölbis wurde zuletzt von dem Verwalter Herrn Scheele betrieben. Noch vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 ging dieses samt dem Schloss in den Besitz der Aktiengesellschaft Sächsische Werke (ASW) über. Das Schloss hatte während der Bombenangriffe auf das benachbarte Braunkohlen- und Braunkohleveredlungswerk in Espenhain relativ wenig Schaden erlitten. Demgegenüber waren 75 % der Gebäude des Dorfes zerstört. Doch die „neue Kultur“ nach 1945 setzte auch dem Schloss ein Ende, und es wurde zur Gewinnung von Baumaterial abgerissen statt als Kindergarten oder Wohnung zu dienen. Im Dorf Mölbis wohnten nach dem Zweiten Weltkrieg zahlreiche Umsiedler aus dem Reich und aus den ehemaligen deutschen Gebieten. Entsprechend der sowjetrussischen Losung „Junkerland in Bauernhand“ erhielten viele Neubauern Flächen des ehemaligen Rittergutes. Im Dorf Mölbis gab es im Jahr 1950, dem Jahr meiner Verhaftung, eine Acht-Klassen-Volksschule, fast 20 Bauernhöfe, eine Schmiede, einen Stellmacher, ein Baugeschäft, eine Zimmerei, eine Elektromühle, zwei Bäckereien,

zwei Fleischereien, drei Gaststätten, drei Lebensmittelgeschäfte, ein Textil- und Modewarengeschäft, zwei Schneidereien, ein Elektrowarengeschäft, natürlich eine eigene Poststelle und das Pfarramt sowie ein Gemeindeamt. Ein Teil der Gebäude auf Bauerngrundstücken war bereits in der Kriegszeit zu Wohnungen für die Arbeiter des benachbarten Werkes der ASW in Espenhain ausgebaut worden, das nach dem Zweiten Weltkrieg zur SAG (Sowjetische Aktien-Gesellschaft) „Brikett“ Espenhain wurde. In den Lehrwerkstätten des Werkes Espenhain konnten viele junge Mölbiser Berufe erlernen. Hier waren auch mein Bruder Herbert Sperling (geb. 1930) als Wachtmeister der Volkspolizei und ich, Werner Sperling (geb. 1932), als Lehrling tätig.

In Mölbis formierten sich nach 1946 immer stärker die SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) und deren Jugendverband FDJ (Freie Deutsche Jugend). Ungeachtet dieser Tatsache gab es im Dorf aber auch Menschen, die politisch den neuen Zielen nicht blindlings folgten und versuchten, eigene Antworten zu finden. Ich, Werner Gerhard Sperling, stamme aus der kinderreichen Familie des Fritz und der Antonia Sperling. Ich hatte noch vier ältere und fünf jüngere Geschwister. Mein Vater war gelernter Bäcker, später Obstpächter, besaß eine Obstsammelstelle in Mölbis und starb im Februar 1946 an Magenkrebs. Meine Mutter löste nach dem Tod meines Vaters das Geschäft auf und widmete sich liebevoll ganz der Erziehung und Bildung der Kinder.

Das Schicksal von Herbert und mir, die 1950 in die stalinistische Justizmaschinerie gerieten und mehrere Jahre in sowjetischen Gefängnissen und Straflagern verbringen mussten, hat sie und die ganze Familie sehr belastet. Unsere Mutter hat nach unserer Verhaftung unaufhörlich nach Herbert und mir gesucht und ist bei allen erdenklichen Instanzen, amtlichen Stellen und vielen Gefängnissen in der DDR vorstellig geworden. Selbst den tagelangen

Marsch von Mölbis nach Berlin hat sie auf sich genommen, denn eine Bahnfahrkarte hatte man ihr an der Eisenbahnstation im benachbarten Espenhain verweigert. Der Fahrkartenschalter in Espenhain war damals mit Frauen aus dem Dorf Mölbis besetzt, die Mutters große Sorgen um uns Söhne kannten und die eigentlich mit ihr hätten mitfühlen müssen. Doch es half kein Bitten, sie blieben hart und unerbittlich. Heute, nach der Wende, wollen sie ihre Hände in Unschuld waschen! Unser spurloses Verschwinden und unsere ungeklärten Schicksale brachten tiefes Leid über die ganze Familie.

Der damals für Mölbis zuständige Volkspolizist Gerhard Wünsch aus dem Nachbarort Trages erklärte eines Tages unserer Mutter Antonia, die mit der Suche und den Nachforschungen nie aufgehört hatte, dass ihre Söhne Herbert und Werner in Bautzen schon längst als Verbrecher erschossen worden seien. Man muss wissen, dass das Wort „Bautzen“ zu dieser Zeit bereits ein angsteinflößender und berüchtigter Begriff für politisch Verfolgte und Verhaftete in der SBZ (Sowjetische Besatzungszone) bzw. DDR war, denn Bautzen II war eine Sonderhaftanstalt. Diese niederschmetternde Bemerkung des Volkspolizisten wollte Antonia Sperling nicht hinnehmen, und so suchte sie unermüdlich weiter. Selbst vor den Toren des Gefängnisses in Bautzen hat sie stundenlang gestanden und um Auskunft gebettelt. Man hat sie



*Zur Erinnerung an meine Mutter Antonia Sperling*

schließlich wie einen Hund davongejagt. In ihrer Verzweiflung hat sich Mutter oft die Karten legen und wahrsagen lassen. Aus diesen „Prognosen“ hat sie Kraft und Mut geschöpft, um nach ihren Jungen zu suchen, selbst wenn Gesuche und Bittschriften an die Behörden des „Arbeiter- und Bauern-Staates“ unbeantwortet blieben.

So erfuhr Antonia Sperling auch nicht, dass Herbert und ich wegen angeblicher Spionage und Boykotthetze vom Sowjetischen Millitärtribunal (SMT) zu je 25 Jahren Strafarbeitslager verurteilt wurden. Herbert wurde nach TAJSCHET und ich nach WORKUTA verschleppt. Einige der vorstehend genannten Details können heute noch in den Unterlagen des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes (Stasi) der DDR nachgelesen werden. In Mölbis bestand kein Mangel an Inoffiziellen Mitarbeitern (IM) der Stasi.

## 1.2 Mein erster Kontakt mit Andersdenkenden

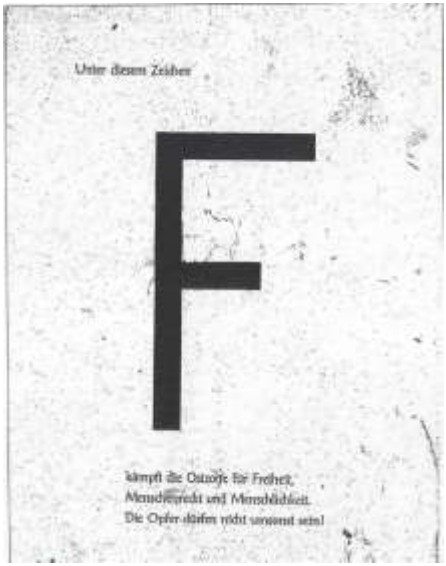
Beim Pfingsttreffen der Freien Deutschen Jugend (FDJ) 1950 bekam ich in West-Berlin Kontakt zu den Roten Falken (SPD-Jugend), der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit (KgU) und dem amerikanischen Geheimdienst CIA. Danach wollte ich aktiv dazu beitragen, den Unrechtsstaat DDR zu schwächen. In Flugblattaktionen – die Flugblätter bekam ich aus West-Berlin – kritisierte ich die Zustände, Lebensbedingungen und wirtschaftlichen Defizite in der DDR. An viele Wände und Mauern habe ich das „F“ gemalt, auch in Mölbis. „F“ stand für Freiheit und Feindschaft gegen das terroristische System. Als ich ins Visier von Denunzianten der DDR-Behörden geriet, stellte ich nach einer Warnung meine Aktivitäten ein und brach die Kontakte nach West-Berlin ab.

In der Mölbiser Ortschronik ist nachzulesen:

„Noch vor Abschluss der Lehrzeit in der SAG 3 ‚Brikett‘ nahm Werner Sperling zu Pfingsten 1950 am Deutschlandtreffen in Berlin als Lehrling

teil. Er war als ‘50-er-Gruppenleiter‘ dort eingeteilt. Auch einige Jugendliche aus seinem Dorf Mölbis waren zu diesem Treffen nach Berlin gefahren, wie in der Chronik des Ortes nachzulesen ist.

Werner Sperling kam beim Pfingsttreffen der Freien Deutschen Jugend 1950 in Berlin auch in Kontakt mit den ‘Roten Falken‘ (SPD-Jugend) und der ‘Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit‘ (KgU) sowie dem amerikanischen Geheimdienst CIA.




*Flugblatt 1950*

‚Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit‘: ‚Ursprünglich als Suchdienst für Speziallagerinsassen und Sowjethäftlinge konzipiert, unterstützte die Kampfgruppe (KgU, gegründet im Oktober 1948 - d. V.) zunehmend den Widerstand in der SBZ/DDR aktiv mit Flugblättern, Informationsmaterial, illegalen Transportmitteln und Rundfunksendungen. Am 20. Juli 1949 startete die KgU mit der ‚F-Kampagne‘ ihre bekannteste Widerstandsaktion. ‚F‘ stand für Freiheit für die terrorisierten Menschen und Feindschaft gegen das terroristische System.‘ Die KgU sammelte aber auch durch gezielte Befragungen und den Einsatz von Agenten Informationen über militärische Objekte und Strukturen der Roten Armee, des NKWD/MGB und der Volkspolizei sowie über SED-Funktionäre und MfS-Spitzel und war somit als Nachrichtendienst tätig.

Besonders die ‚F-Kampagne‘ der KgU hat Werner Sperling bei diesem Kontakt begeistert.“

## 1.3 Die Erinnerungen wach halten

Den Versuch, gegen die DDR-Diktatur zu kämpfen, musste ich teuer bezahlen. Monate später wurde ich verraten und verhaftet. Bereits während der Haft fasste ich den Entschluss, alles Erlebte, Gesehene und Gehörte irgendwann aufzuschreiben. Deshalb interessierte ich mich für alles und lernte so viel wie möglich. Ich hatte gute Kontakte zu meinen Haftkameraden, ganz besonders zu denjenigen, die in meinem Alter waren. Nach meiner Entlassung konnte ich deshalb auch zahlreichen Familien Nachrichten ihrer inhaftierten Angehörigen überbringen.

Über 50 Jahre mussten vergehen, ehe ich imstande war, meine Haft in den Gefängnissen und Straflagern auf deutschem und russischem Boden zu schildern. Vorher war ich psychisch dazu nicht in der Lage. Jahrzehntelang wurde ich von Albträumen geplagt, unter denen ich sehr gelitten habe. In den ersten Jahren nach der Haftentlassung war es besonders schlimm. Meiner Mutter, meinen Geschwistern und meiner Frau konnte ich in all den Jahren niemals von den Leiden, Ängsten und Sehnsüchten erzählen. Erst nach der Perestroika, als man ungehindert und ohne Ängste nach Russland reisen konnte (ich habe in Russland viele Jahre humanitäre Hilfe geleistet), besserte sich dieser Zustand. Ich konnte dann darüber sprechen und will jetzt auch darüber schreiben. Das schriftliche Festhalten meiner Lebensgeschichte beinhaltet ein Loslassen des Vergangenen.

Die Haftzeit war die schwerste Zeit in meinem Leben. Alles, was ich beschreibe und schildere, entspricht der Wahrheit; ich habe nichts hinzugefügt oder absichtlich verschwiegen. Ganz bewusst verzichte ich auf politische Beurteilungen. Jeder weiß, dass die DDR und die Sowjetunion totalitäre Staaten waren, die zwar Freiheit und Demokratie verkündeten, aber Demokratie und Menschenrechte mit Füßen traten.

Ich weiß aber auch, dass im Vergessen die Hoffnung mancher Übeltäter liegt und zukünftige Generationen es nicht leicht haben werden, diesen Abschnitt aus der deutschen Geschichte zu verstehen. Bei meinen Recherchen konnte ich selbst feststellen, dass manch wichtiger Fakt heute kaum noch verständlich ist. In den heute noch erhaltenen Unterlagen der Bezirksverwaltung für Staatssicherheit Leipzig „BVfS Leipzig, Leitung 00018“ ist in einem „Monats-Abschlussbericht vom 04. September 1952 der Kreisdienststelle Borna“ nachzulesen:

„Die Ermittlungen über den Aufenthalt des Bruders von Sperling (gemeint ist Fritz Sperling, geboren am 1.11.1933), konnten noch nicht restlos abgeschlossen werden, da über diesen keine amtlichen Unterlagen vorhanden sind. Er wurde am 5.12.50 wegen eigenmächtigen Fernbleiben von der Arbeit aus dem Kombinat Espenhain entlassen.“

Hier werde ich in den Stasi-Unterlagen als Person beschrieben, die 1950 „eigenmächtig [...] der Arbeit […] fernblieb“! Weiterhin wird in dieser heute noch vorhandenen Akte geschrieben, dass keine amtlichen Unterlagen über den Verbleib meiner Person vorhanden seien. Als ich diese ungeheuren Sätze las, bestärkten sie meine Absicht, das Erlebte zu Papier zu bringen.

Irina Georgijewna Ispolatowa geb. Pemeller, deren Vater und drei Brüder in Moskau erschossen wurden, schreibt: „Die Erinnerungen an die grauenvolle Zeit und die unmenschlichen Leiden unserer Landsleute muss bei jedermann und zu jederzeit wach gehalten werden, damit unsere Kinder, Enkel und Urenkel verhindern, dass

solche Henker wie Stalin, Berija und ihre Anhänger erneut im ganzen Land wüten können.“[1]

## 2. Kontakt zum amerikanischen Geheimdienst CIA und einer „anderen Welt“

Im Mai 1950, zu Pfingsten, fuhr ich zum ersten Deutschland-Treffen der FDJ (Freie Deutsche Jugend) nach Berlin. Berlin war geteilt, und wir Blauhemden besuchten trotz Verbots auch den westlichen Teil von Berlin. Die West-Berliner empfingen uns mit offenen Armen und beschenkten uns mit Süßigkeiten und Südfrüchten. An den vollen Schaufenstern haben wir uns die Nasen platt gedrückt, weil es da Dinge zu sehen gab, die wir aus der DDR nicht kannten. Der Westen wirkte wie eine andere Welt auf uns. Die Menschen waren freundlich, nett, frei und sie machten einen glücklichen Eindruck.

Mein älterer Bruder Herbert wohnte zu diesem Zeitpunkt schon in West-Berlin, im Stadtteil Kreuzberg. Er hatte ja den Dienst bei der Volkspolizei quittiert und war in den freien Westen gegangen. Er hatte zwischenzeitlich Kontakt zu den Roten Falken (SPD-Jugend) in Kreuzberg. Eine Versammlung der Roten Falken nutzte er, um mich der Jugendgruppe vorzustellen. Als „Blauhemdler“ geriet ich in eine umfangreiche, heftige Diskussion. Mir wurden die Augen geöffnet, was Freiheit, Demokratie und Gerechtigkeit bedeuten. Durch meinen Bruder lernte ich während meines Aufenthalts in Berlin auch den Neulehrer Manfred Schnee kennen. Manfred Schnee, der ebenfalls nach West-Berlin geflüchtet war, hatte Kontakt zu den Amerikanern.

1 http://www.gulag.memorial.de/person.php?pers=165

Er machte mich im West-Berliner Stadtteil Steglitz mit einem Captain Miller vom amerikanischen Geheimdienst CIA bekannt.

Cpt. Miller war ein sehr sympathischer Mensch, der Zigarre rauchte, einen großen Chevrolet fuhr und grundsätzlich Zivilkleidung trug. Er war ungefähr 1,80 Meter groß, sehr kräftig und sprach fließend Deutsch. Während unserer Zusammenkunft in Steglitz erzählte Manfred Schnee dem Hauptmann, dass ich bereit sei, für die CIA (Central Intelligence Agency) in West-Berlin zu arbeiten. Ich war völlig überrascht, denn wir hatten über dieses Thema vorher überhaupt nicht gesprochen. Trotzdem erklärte ich mich spontan bereit, etwas für Freiheit und Gerechtigkeit in der DDR zu tun. Cpt. Miller war von meiner Reaktion sehr angetan und sagte, dass er mich als CIA-Mitarbeiter ausbilden wolle. Er gab mir gleich einen Auftrag: ich sollte den Organisationsplan der FDJ im Werk Espenhain/Borna beschaffen. Insbesondere interessierte er sich für die Mitgliederstärke der FDJ-Betriebsgruppe und für die hauptamtlichen FDJ-Funktionäre. Cpt. Miller gab mir außerdem zu verstehen, dass Manfred Schnee bei den künftigen Treffen nicht mehr dabei sein solle.

Bis zu meiner Verhaftung traf ich mich noch zweimal mit Cpt. Miller am Bahnhof Zoo in West-Berlin und übergab ihm das gewünschte Material. Dabei erzählte Cpt. Miller, dass in Espenhain bereits Widerstandsgruppen arbeiteten; ich sollte im Laufe der Zeit Kontakt zu diesen Gruppen aufnehmen und einen „toten Briefkasten“ anlegen. Wo ich diesen „toten Briefkasten“ anlegen sollte, hatte er schon beschlossen: an einer Eisenbahnbrücke in der Nähe des Leipziger Hauptbahnhofs.

Als ich nach meiner Verurteilung in das Lager Workuta kam, erfuhr ich, dass die Gruppe aus Espenhain ebenfalls verhaftet worden war. Gruppenführer waren die Eheleute Weimann aus Borna. Sie und acht weitere Gruppenmitglieder waren zum Tod, die übrigen zu 25 Jahren Haft verurteilt und nach Workuta deportiert worden.

Bei unserem letzten Treffen bat mich Cpt. Miller, russische[2] Militärfahrzeuge zu beobachten und deren Autonummern zu notieren; interessant wären für ihn auch Fahrtrouten, Fahrzeugtypen und die Aufenthaltsorte der Fahrzeuge. Das Fahrgeld von Leipzig nach Berlin gab er mir im Voraus: 50 Mark Ost und 5 DM West.

Anfang September 1950 holte mich die Stasi zu einem Verhör nach Borna; man hätte erfahren, dass ich mehrmals nach West-Berlin gefahren sei. Ich sagte, dass ich in West-Berlin eingekauft hätte und im Kino gewesen sei, aber das glaubten sie mir nicht so recht. Von da an wurde ich äußerst vorsichtig. Bald hatte ich den Eindruck, unter Beobachtung zu stehen. Damals wusste ich natürlich nicht, dass mein Schulkamerad Günther Lässig aus Mölbis als Stasi-Spitzel mit dem Decknamen „Christina“ neben anderen Spitzeln der K5 bzw. Stasi schon seit 1947 auf unsere Familie angesetzt war. IM „Christina“ beobachtete uns ständig und verfasste viele detaillierte Berichte über unsere Familie. Unsere intimsten Familienverhältnisse wurden ausspioniert, dokumentiert und berichtet.

Meine ältere Schwester Ruth wurde in diesen Jahren mehrmals von der sowjetischen Geheimpolizei zu Verhören abgeholt. Sie wollte ursprünglich Dolmetscherin werden und hatte deshalb in kurzer Zeit Russisch gelernt. 1950 war sie als Radium-Metristin bei der SAG

2 Der Autor verwendet oft, wie es umgangssprachlich üblich ist, „russisch“ statt „sowjetisch“. Während „russisch“ eine Nationalität bezeichnet, benennt „sowjetisch“ die Staatsangehörigkeit. Tatsächlich waren die oft als „russisch“ bezeichneten Personen oder Personengruppen Angehörige unterschiedlicher Nationalitäten der Sowjetunion, handelten aber als Sowjetbürger bzw. Sowjetfunktionäre. Auch materielle Güter wie die hier genannten waren sowjetisches Eigentum. Auf eine Änderung entsprechender Stellen im Text wird verzichtet, weil dies einen weitgehenden Eingriff bedeuten würde (die Lektorin).

Wismut beschäftigt, weshalb man ihr unterstellen wollte, dass sie für einen westlichen Geheimdienst arbeiten würde. Das stimmte natürlich nicht. Wahr ist allerdings, dass sie einem hohen russischen Grenzoffizier, Viktor Wjatscheslaw Paller, dazu verholfen hatte, nach Bamberg in der amerikanischen Besatzungszone zu gelangen. Dort wurde dieser aus Kiew stammende Hauptmann der Roten Armee mehrere Tage von den Amerikanern verhört. Als die Amerikaner alles erfahren hatten, was für sie interessant war, lieferten sie den Offizier an den sowjetischen Geheimdienst in Sonneberg aus. Viktor Wjatscheslaw Paller wurde daraufhin in Potsdam, vermutlich im Objekt 7, erschossen.[3]

In den Gefängnissen und Lagern lernte ich zahlreiche Menschen kennen, ein richtiger „Spion“ war aber kaum dabei! So wie ich hatten sich viele meiner Leidensgefährten unerfahren und dilettantisch ins Unglück gestürzt und hätten nur zu gern das Geschehene rückgängig gemacht. Allerdings war Widerstand gegen das kommunistische Regime notwendig. Aber diejenigen, die aus ihrer Überzeugung heraus zu Widerstandshandlungen bereit waren, hätte der Westen darauf vorbereiten und ausbilden müssen. Unter den entsetzlichen Bedingungen der Untersuchungshaft, aus Angst und unter Folter gaben manche die Namen und Handlungen anderer preis, die dann ebenfalls verhaftet wurden. Nur wer Erfahrung hatte, war imstande zu schweigen und konnte damit andere retten und selbst der Todesstrafe entgehen.

In meinem Fall war es unser so genannter „Gruppenführer“ Manfred Schnee, der meinen Bruder, dessen Verlobte und mich verriet, weil

3 Gemeint ist hier wohl das sowjetische Militärstädtchen Nr. 7 in Potsdam. Dort befand sich das Gefängnis der sowjetischen Spionageabwehr Smersch in der heutigen Leistikowstraße 1. Es ist nicht überliefert, dass Gefangene direkt dort erschossen wurden (d. L.).

man ihm versprochen hatte, wenn er alles aussagte, käme er mit einer geringen Strafe davon. Doch wie unzählige andere hatten sie ihn getäuscht, sein Urteil lautete: Tod durch Erschießen. Manfred Schnee wurde in Moskau hingerichtet.

Trotz alledem muss ich die Frage aufwerfen: Wurden wir nicht für die westlichen Geheimdienste als billige Quellen und Informanten ausgenutzt und missbraucht? Während meines letzten Treffens mit Cpt. Miller erzählte ich ihm, dass mich die Stasi in Borna verhört hatte und wissen wollte, ob ich in Kontakt zu irgendwelchen Dienststellen in West-Berlin stehen würde. Cpt. Miller beruhigte mich mit den Worten: „Wenn Dir etwas passieren sollte, dann holen wir dich schon heraus!“ Doch keiner holte mich heraus, weder aus dem Potsdamer Gefängnis noch aus dem Lager in Workuta. Nicht einmal der Versuch wurde unternommen.

Das Spezialgebiet von Cpt. Miller war Wirtschafts- und Militärspionage, außerdem war er für das Anwerben von Mitarbeitern als Quellen zuständig. Der amerikanische Geheimdienst CIA hatte seine Residenz im West-Berliner Stadtteil Steglitz, Kaiser-Wilhelm-Straße 7.

Ich hatte auch Kontakt zur KgU (Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit e.V.) in West-Berlin und holte von dort Flugblätter und Propagandamaterial ab, das ich in Espenhain und Umgebung verteilt habe. Das „F“, das für Freiheit und Feindschaft gegen das terroristische System stand, habe ich an viele Wände und Zäune gemalt. In Flugblattaktionen kritisierte ich die Zustände, die Lebensbedingungen und wirtschaftlichen Defizite in der DDR, bis ich ins Visier der DDR-Behörden und ihrer Denunzianten geriet.

Nach einer Warnung durch den Vater meines Freundes stellte ich die Aktivitäten ein und brach den Kontakt nach West-Berlin ab. Verraten wurde ich erst Monate später durch den eingangs genannten

Neulehrer Manfred Schnee. Schnee hat auch meinen Bruder Herbert und dessen Braut Inge Löwendorf verraten. Beide wurden aus West-Berlin entführt. Nach dem Motto: „Wir lieben den Verrat aber hassen den Verräter“ erhielt er als Lohn die „Höchststrafe“, er wurde nach Moskau verschleppt und im Butyrka-Gefängnis bei Nacht und Nebel erschossen.

# 3. Mein Leidensweg ab Herbst 1950

## 3.1 Von der Stasi in Mölbis verhaftet

Wir waren zu Hause acht Kinder. Im Herbst 1950 waren drei meiner Geschwister bereits ausgezogen. Von den fünf Kindern, die noch in Mölbis bei unserer Mutter lebten, war ich das älteste. Unsere Mutter stand jeden Morgen schon ab fünf Uhr in der Küche, kochte für uns als Frühstück Milchsuppe und legte das Frühstücksbrot für meine Geschwister und mich zurecht. Am frühen Morgen des 6. Dezember 1950 bemerkte sie bei einem Blick durch das Wohnzimmerfenster, dass auf der Straße direkt vor unserer Hoftür eine schwarze Limousine parkte. In der Limousine saßen drei Männer, die unser Haus beobachteten. Als meine Mutter dann im Flur das Licht anknipste, stiegen zwei Männer aus dem Wagen, liefen schnellen Schrittes in den Hof und donnerten heftig an die Haustür. Während meine Mutter öffnete, brüllten sie „Polizei, Polizei!“ und fragten nach mir. Meine Mutter antwortete, dass ich noch schlafen würde und sie mich erst wecken müsse. Sie stieg die Treppe in das erste Obergeschoss hinauf und ging zu meinem Zimmer. Die beiden Polizisten folgten ihr und brüllten, als sie meine Zimmertür öffnete: „Aufstehen! Polizei!“ Einer stellte sich vor das Fenster, der andere begann, das Zimmer zu durchwühlen. „Anziehen und keine Unterhaltung mit der Mutter!“ befahl der, der das Zimmer durchsuchte. „Wir müssen dich mitnehmen! Es ist keine Verhaftung, sondern nur eine Befragung. Du

musst mitkommen, weil wir von dir ein paar Auskünfte brauchen!“ Auf meine Frage, wohin wir fahren würden und welche Auskünfte man von mir wollte, bekam ich zu hören, „Wir fahren nach Leipzig!“, alles weitere würde ich schon früh genug erfahren. Ich durfte nicht einmal zum WC gehen und auch nicht frühstücken. Meine Mutter lief zurück in die Küche und holte ein Paket Schnitten, das sie mir zusteckte. Umgehend nahm mir einer der Männer die Schnitten wieder ab und untersuchte sie sehr sorgfältig. So ganz nebenbei fragte der andere meine Mutter, ob sie wisse, wo mein Bruder Herbert jetzt sei. Meine Mutter verneinte, obwohl wir genau wussten, dass er in West-Berlin wohnte.

Ich musste im Fond des PKW Platz nehmen. Einer der Polizisten setzte sich neben mich, der andere vorn neben den Fahrer, wo er den Rückspiegel so einstellte, dass er mich im Blick hatte. Die Fahrt ging nach Leipzig in das Polizeipräsidium in der Wächterstraße. Unterwegs, es waren immerhin etwa 20 Kilometer, wurde kein einziges Wort gesprochen. Ich rätselte, warum sie mich nach Leipzig brachten, konnte aber keine Erklärung dafür finden. Als das Fahrzeug am Haupteingang des Polizeipräsidiums hielt, hatte einer der Polizisten plötzlich einen Aktenordner in der Hand und ging damit in das Gebäude hinein. Kurze Zeit später musste ich aussteigen und wurde in das Polizeipräsidium hinein geführt, in ein Zimmer, das am Ende des Ganges im Erdgeschoss lag. Dort saß hinter einem Schreibtisch ein Mann in Zivil. Er bot mir Platz an und fragte höflich nach meinen Personalien. Der Mann schrieb alles auf, schüttelte danach ein paar Mal mit dem Kopf und sagte zu den Männern, die mich abgeholt hatten: „Habt ihr endlich eine Spur der ‚Espenhainer Gruppe‘?“ Mit „Espenhainer Gruppe“ konnte ich damals überhaupt nichts anfangen und machte mir auch keine weiteren Gedanken darüber. Erst später, im Lager Workuta, erfuhr ich, was es mit der “Espenhainer Gruppe“ auf sich hatte.

Als die Formalitäten erledigt waren, musste ich wieder in das Auto steigen. Aber es fuhr nicht zurück nach Mölbis, sondern nach Potsdam, wie ich später begriff. Unterwegs, es war wohl in der Nähe von Lehnin, musste ich unbedingt austreten. Ich konnte kaum noch das Wasser halten und hampelte hin und her. Mein Nebenmann fragte, ob ich austreten müsse. Ich bejahte und durfte endlich aussteigen. Aber zuvor wurde mir erklärt, dass ich ja keine Dummheiten machen und nicht zu weit vom Wagen weggehen dürfte. Einer meiner Begleiter stieg ebenfalls aus und bewachte mich beim Pinkeln. Er hatte eine Hand in der Hosentasche und sagte, sollte ich weglaufen, würde er sofort schießen. Nun verstand ich überhaupt nichts mehr: Abhauen? Schießen? Warum denn? Bisher wusste ich ja noch nicht, warum ich abgeholt worden war.

Einige Zeit später konnte ich am Straßenschild erkennen, dass wir in Potsdam angekommen waren. Das Auto fuhr in die Stadt hinein und hielt vor einem großen grauen Tor. Das Tor wurde geöffnet, und das Auto fuhr auf einen Gefängnishof. Es war das Potsdamer Polizeigefängnis in der Bauhofstraße, wo die Stasi im Block N ihre eigene Gefängnis-Abteilung betrieb. Der Vernehmungsbereich befand sich im Erdgeschoss, in den Zimmern 101 bis 104. Im Erdgeschoss war auch das Dezernat F untergebracht, das zuständig für die Festnahmen war. Die gesamte Abteilung bestand aus etwa 45 Stasi-Angehörigen, geleitet von einem älteren Herrn mit schneeweißen Haaren, dem Kommandeur. Meine beiden Begleiter übergaben mich einem Wachhabenden, der hinter einem Schreibtisch saß und mich davor stehen ließ. Im Raum befanden sich noch zwei weitere Uniformierte. Der wachhabende Stasi-Mann nahm den Aktendeckel zur Hand, und ich musste erneut meine Personalien angeben. Der Ton, in dem er zu mir sprach, war merklich unfreundlich. Dann sagte er: „Ausziehen! Alles aus den Taschen und die Sachen auf den Tisch legen!“ Wie? Ausziehen? „Und warum?“, fragte ich.

Daraufhin brüllte er: „Ausziehen habe ich gesagt! Hier herrscht ein anderer Ton! Hier weht ein anderer Wind, und die Befehle geben wir! Verstanden?“ Nun begriff ich, dass sich der Wind gedreht hatte, aber ich rechnete immer noch mit einem Irrtum. Umständlich zog ich mich aus und legte meine Sachen auf den Schreibtisch. „Schneller!“, schrie ein anderer Stasi-Mann. Als ich nur noch in Socken und Turnhose im Raum stand, brüllte er: „Alles runter!“ Ich zog mich nackt aus, es war entwürdigend. Ich schämte mich und hielt deshalb beide Hände vor mein „Patengeschenk“. Einer dieser Sadisten riss mir die Arme hoch und faste mit geübtem Griff zwischen meine Beine, dann fühlte er meinen Hintern ab. Danach musste ich Kniebeugungen machen, mich nach vorn bücken und im Kreis drehen. Alle standen dabei und begafften mich. Das waren echte Sadisten, in meinen Augen große Schweine. Am Revers meiner Jacke steckte das FDJ-Abzeichen „Für gutes Wissen“, das rissen sie ab und knallten es auf den Tisch. Sie untersuchten eingehend meine Kleidung und schmissen sie danach auf den Fußboden. Dann betrat der Kommandeur die Wachstube, musterte mich von oben bis unten und murmelte: „So ein junger Dachs und schon so verdorben.“ (Fünf Jahre später, 1955, traf ich den Kommandeur in brauner Uniform mit knallroten Spiegeln in der Lindenstraße wieder, als er das Gefängnis durch ein kleines Tor verließ. Ich sprach ihn an, und er erinnerte sich tatsächlich an mich. Er wollte wissen, ob ich auch in der Sowjetunion gewesen sei. Ich fragte ihn nach meinen Papieren, aber er konnte mir darauf keine Antwort geben und ließ mich stehen.)

„Anziehen!“ lautete der nächste Befehl. Ganz schnell zog ich mich wieder an. „Gürtel und die Riemen mit Schnallen aus den Bundschuhen hier auf den Tisch legen!“, hieß es weiter. Ich gehorchte. Das Taschentuch und die Schnitten durfte ich wieder an mich nehmen. Der ältere Stasi-Mann belehrte mich, wie ich mich zu verhalten hätte. Als er mich dabei „Häftling“ nannte, zuckte ich zusammen. „Du musst allen Befehlen und Anordnungen nachkommen. Hände auf den

Rücken, Kopf nach unten geneigt und immer vor den Wachhabenden herlaufen. Vor Türen seitlich, mit dem Gesicht zur Wand, stehen bleiben.“ Anschließend musste ich die Treppe in das Obergeschoss hochsteigen und dort bis zum Ende des Ganges gehen. Es herrschte Totenstille und roch nach Putzmitteln. Der Wärter schloss die letzte Tür auf der linken Seite auf und sagte: „So, das ist deine Zelle.“

## 3.2 Im Gefängnis in der Potsdamer Bauhofstraße

Als ich im Inneren der Zelle stand, belehrte mich der Schließer nochmals: „Wenn die Tür aufgeschlossen wird, musst du sofort aufstehen und deinen Namen nennen!“ Danach - ratsch, ratsch - fiel die Tür ins Schloss, und ich stand mutterseelenallein in der engen Zelle. An einer Wand stand ein eisernes Bett mit Matratze, Kopfkissen und einer Decke; Kopfkissen und Decke waren blau kariert bezogen. An der gegenüberliegenden Zellenwand befand sich ein schmaler Tisch mit einem Hocker, in einer Ecke neben der Tür ein Topf. Was ich mit dem Topf anfangen sollte, konnte ich mir zuerst gar nicht erklären. Erst bei näherer Betrachtung begriff ich, dass es sich dabei um meine Toilette handelte. In der Rückwand der Zelle befand sich ein kleines, mit einer Holzblende versehenes Fenster. Aber nur, wenn ich mich auf den Hocker stellte, konnte ich hinaus schauen und ein Stückchen Himmel sehen. In der Zelle gab es auch eine Heizung, die von außen befeuert wurde. Zum Glück war es warm, ich brauchte wenigstens nicht zu frieren. Neben der Tür war ein kleiner Messingknopf angebracht. Wenn man darauf drückte, zeigte sich auf dem Gefängnisflur ein roter Winker, die so genannte Fahne. Als ich das ausprobiert hatte, kam der Schließer und fragte, warum ich die Fahne ausgelöst hätte. Ich antwortete: „Aus Neugier!“, aber das gefiel ihm überhaupt nicht, und er meckerte mich aus. Zwei Tage verweigerte ich das Mittagessen, das Abendessen und das Frühstück. Ich konnte einfach nichts essen, mein Magen war wie zugeschnürt. Ich hatte auch immer noch die Schnitten bei mir, die mittlerweile schon ziemlich trocken geworden waren. Ich

lief in der Zelle herum wie ein wild gewordener Tiger. Als einem Schließer auffiel, dass ich wiederum das Essen verweigert hatte, schloss er die Zellentür auf und redete mir zu: „Junge, Du musst essen, sonst stehst Du die Sache nicht durch." Ich fragte: „Welche Sache?", weil ich immer noch dachte, es würde sich schon alles zum Guten wenden. Doch er konnte oder wollte mir dazu nichts sagen. Während er die Tür wieder zuschloss, murmelte er ganz leise: „Dein Bruder ist auch hier." Da wurde mir schwindlig. Dieser Schließer ist Mitte 1951 in den Westen getürmt. Dieser Stasi-Wärter, ein älterer Mann, trug eine blaue Uniform mit einem roten KZ-Abzeichen an der rechten Seite. Er benahm sich zumeist sehr korrekt, manchmal war er sogar freundlich. Er erzählte, dass er als junger Mensch unter den Nazis eine ebensolche Situation erlebt hätte. Die Nazis wären aber mit den Gefangenen nicht so human umgegangen, ich solle froh sein, dass es im Arbeiter- und Bauern-Staat keine Schläge und Folter gäbe. Ich habe aber andere Erfahrungen machen müssen. Folter und Schläge gehörten zur Vernehmungstaktik der Stasi-Untersuchungsoffiziere. Bevor ich an die Russen ausgeliefert wurde, bekam ich eine Sonderbehandlung in Form einer Tracht Prügel, weil ich das Ansehen der DDR geschädigt hätte.

In der dritten Nacht wurde ich zum ersten Mal zum Verhör geholt, der „freundliche" Schließer brachte mich in das Vernehmungszimmer. Unterwegs sagte er: „Belastet Euch nicht gegenseitig!" Das werde ich ihm nie vergessen. Im Vernehmungszimmer saßen bereits drei Personen: ein russischer Hauptmann, ein Dolmetscher und ein Deutscher in Zivil. Ich durfte mich auf einen Hocker setzen, dann ging es los. Wie schon zuvor musste ich die Personalien angeben, meinen Lebenslauf berichten und Fragen nach meinem Bruder und nach Manfred Schnee beantworten. „Wann hast du Manfred Schnee kennen gelernt, und welchen Auftrag hat er dir gegeben? Wann hast du Schnee zum letzten Mal gesehen?" Ich stellte mich dumm: „Ja, Manfred Schnee kenne ich, er wohnt in der gleichen Straße wie mein Bruder. Einen Auftrag, nein, den hat er mir nicht gegeben." Es wurde

still. Plötzlich sagte der russische Hauptmann: „Den Schnee haben wir gefasst! Gegenüberstellung!“ Nach einer Weile wurde Manfred Schnee in das Vernehmungszimmer gebracht. Der Russe sprach ihn an: „Schnee! Erzählen Sie, was das für ein Spion ist!“ Bei diesen Worten wäre ich fast vom Hocker gefallen. Nun wartete ich voller Anspannung, was Manfred Schnee antworten würde. Und dann sagte der doch: „Werner, du musst alles zugeben, die Herren wissen schon alles über dich!“, und erzählte in allen Details, wie er mich „geworben“ hatte, wie der Kontakt mit dem CIA-Offizier zu Stande gekommen war und was ich für die wenigen Informationen bekommen hatte. „So ein Schwein!“ dachte ich, „wie kann er mich nur so rein reißen! Manfred Schnee war es doch, der mich mit Cpt. Miller bekannt gemacht und nach diesem ersten Treffen beschworen hatte, dass ich niemandem etwas von diesem Kontakt erzählen dürfte, denn die Russen würden mit einem Informanten des amerikanischen Geheimdienstes kurzen Prozess machen. Und nun hatte mich ausgerechnet Manfred Schnee verraten, und die Russen hatten mich in ihrer Gewalt!“ Manfred Schnee wurde aus dem Verhörraum wieder weggebracht, danach wurde ein so genanntes Protokoll geschrieben. Dieses Protokoll bekam ich anschließend zu lesen und musste es unterschreiben. In der russischen Anklageschrift stand später genau das, was Schnee bei der Stasi über mich ausgesagt hatte. Schnell noch ein paar Ohrfeigen und ab in die Zelle.

Am Tag nach diesem ersten nächtlichen Verhör in der Bauhofstraße - ich war jetzt schon den dritten Tag im Gefängnis - wurde ich in eine Gemeinschaftszelle mit vier Betten verlegt. Der „freundliche“ Schließer meinte, dass es besser sei, mit jemandem zusammen zu sein. Bettzeug und Handtuch musste ich mitnehmen. In der Gemeinschaftszelle befand sich ein junger Mann. Er fragte mich aus und stürzte sich dann wie ein Besessener auf meine halb vertrockneten Schnitten. Immer wieder sagte er, dass er solche guten Butterbrote noch nie gegessen hätte. Am nächsten Tag erfuhr ich seine

Geschichte. Leider sind mir sein Name und auch seine Adresse nicht mehr in Erinnerung. Er wohnte in Potsdam und war ein hauptamtlicher Funktionär des Zentralrats der FDJ. Er wurde im Blauhemd direkt im Zentralrat verhaftet; ein Kollege hatte ihn wegen „Boykotthetze und Agitation“ angezeigt. In Potsdam und Berlin kannte er sich gut aus, wusste auch, wo sich das Gefängnis befand und welche polizeilichen und geheimdienstlichen Organe in der Bauhofstraße untergebracht waren. Er war bereits vier Wochen in Haft und zwischenzeitlich für einige Tage im russischen Gefängnis in der Lindenstraße eingesperrt worden. Er erzählte mir ganz ausführlich, wie es ihm dort ergangen war: Nachttransport mit der „Grünen Minna“, Filzen durch einen Mongolen, Einzelhaft, nächtliche Verhöre. Mehrmals am Tag wurde er geschlagen, weil er das „Geständnis“ nicht unterschrieb, denn er war sich keiner Schuld bewusst. Es muss in der Lindenstraße entsetzlich gewesen sein! Nach etwa acht Tagen schafften sie ihn wieder zurück zur Stasi in die Bauhofstraße. Man hatte ihm auch keine Glatze geschoren. Durch seine Schilderungen wusste ich, was auf mich zukommen würde, wenn ich in der Lindenstraße landen sollte. Ein paar Tage später sperrten sie einen weiteren Mann in unsere Zelle. Das war ein Landarbeiter, der direkt auf dem Bauernhof in seiner Stallkleidung verhaftet worden war. Entsprechend roch er nach Stall und Tieren. Das passte meinem Zellenkumpel, dem FDJ-Funktionär, nicht, und er beschwerte sich beim Gefängnisinspektor. Der Landarbeiter wurde noch am gleichen Tag verlegt. Er gehörte der Gruppe aus Kagel um Gerhard Strötzel an und hatte nur noch einen Arm; auch deshalb hatte ihn der FDJ-Ier abgelehnt. Die Gruppe aus Kagel landete später ebenfalls in der Lindenstraße. Was aus dem Landarbeiter wurde, weiß ich nicht, ich traf ihn nie wieder. Auch über den weiteren Verbleib des FDJ-Funktionärs weiß ich nichts. Ich hoffe, dass er wieder in die Freiheit entlassen wurde.

## 3.3 Nachttransport in das sowjetische Geheimdienstgefängnis in der Potsdamer Lindenstraße

Immer abends vor der Nachtruhe schloss der Gefängniswärter die Zellentür auf; wir mussten dann unsere Schuhe, Hosen und Jacken auf einen Schemel legen und diesen in den Flur vor die Tür stellen. Danach löschte der Wärter das Licht, und wir durften uns, bekleidet mit unserer Unterwäsche, zum Schlafen hinlegen. Am Abend meines vierten oder fünften Hafttages, es muss so gegen 22 Uhr gewesen sein, denn ich war gerade dabei einzuschlafen, schloss der Wärter die Zellentür wieder auf und sagte: „Sperling, fertig machen zum Transport!“ Fertig machen zum Transport? Jetzt war also ich an der Reihe. „Nachts geht es immer zum Russen!“, sagte der FDJ-Funktionär. Er drückte mir die Hand und wünschte mir viel Glück. Ich hatte fürchterliche Angst, und wie sich später herausstellte, war meine Angst nicht unbegründet. Ich musste in einen Gefängniswagen einsteigen, der auf dem hell beleuchteten Hof bereit stand und von russischen Posten mit Maschinenpistolen und Hunden bewacht wurde. Dieser Gefängniswagen war ein grauer Kastenwagen, in dem sich acht kleine Zellen befanden. Diese Zellen hatten eine Grundfläche von etwa 80 x 100 Zentimetern und waren mit einer Sitzbank versehen. Nachdem ich in eine dieser Zellen gesperrt worden war, bekam ich mit, dass sich mein Bruder, seine Braut Inge und Manfred Schnee ebenfalls in diesem Fahrzeug befanden. Ich machte mich bemerkbar, damit mein Bruder und seine Braut erführen, dass ich auch verhaftet worden war. Sofort schrien die Posten: „Ruhe! Nicht sprechen!“ und klopften mit dem Gewehrkolben an die Zellentür. Es müssen wohl alle acht Zellen in diesem Fahrzeug belegt gewesen sein, denn während der Fahrt wurden verschiedene Namen gerufen.

Von der Bauhofstraße ging es durch die Stadt bis zum russischen Gefängnis in der Lindenstraße 54/55. Da ich in der Bauhofstraße als Letzter in den Gefängniswagen einsteigen musste, war ich der Erste,

den sie in der Lindenstraße herausholten. Zügig musste ich in das Gebäude hinein gehen und dabei meine Hose festhalten, die ohne Gürtel herunter zu rutschen drohte. In einer kleinen Zelle musste ich mich nackt ausziehen und erneut eine gründliche Körperdurchsuchung über mich ergehen lassen. Die Durchsuchung aller Körperöffnungen führte ein Soldat ziemlich brutal mit den bloßen Fingern durch. Vor Angst und Kälte zitterte ich dabei so sehr, dass ich mit den Zähnen klapperte. Der Soldat sah sich jedes Kleidungsstück ganz genau an, dann brüllte er: „Anziehen! Aber schnell, schnell!“ Dieser Soldat war der „Mongole“, von dem mir der FDJ-Funktionär berichtet hatte. Er war dreckig, hatte sehr schmale Augen und wirkte furchterregend. Später erfuhr ich, dass er der brutalste und gefürchtetste Schließer im ganzen Gefängnis war und von den Häftlingen „Schweinescheiße“ genannt wurde. Nach dieser Prozedur ging es im Laufschritt - „Schnell! Schnell!“ - in den Gefängnistrakt zum Einschluss in Zelle 1.

Die Zelle mit der Nummer 1 war eine Einzelzelle im Erdgeschoss, nicht größer als 2 x 4 Meter. Innen brannte Licht, das, wie ich bald merkte, nie ausgemacht wurde. An der Wand stand eine Holzpritsche mit rohen Brettern und in der Ecke ein Topf mit Deckel, der als Toilette benutzt werden musste und nach Chlor stank. Das Fenster war vergittert und mit einer schrägen Holzblende versehen. Ich konnte nur einen ganz kleinen Streifen vom Himmel sehen. Die Heizung besaß eine Holzverkleidung, die mit kleinen Bohrlöchern versehen war, aus denen nur spärlich Wärme ins Innere der Zelle drang; es war furchtbar kalt. Die Wände waren überall zerkratzt. Ich konnte Striche, Namen, Sprüche und Blutflecke erkennen. In dieser Nacht tat ich kein Auge zu. Ich hatte mich zwar auf die Holzpritsche gelegt, aber vor Kälte, Angst und Aufregung konnte ich nicht einschlafen. Immer wieder hörte ich das Schließen der Gittertür, die sich auf dem Gang direkt neben der Zelle 1 befand und die den Vernehmungstrakt mit dem Gefängnistrakt verband. Ich hörte das laute Klopfen mit den Schlüsselbunden auf die Geländer und immer wieder im Brüllton „Schnell! Schnell!“. Sie

schleppten die ganze Nacht über Leute zum Verhör oder brachten sie zurück, oft schluchzend und weinend. Am nächsten Tag, es war vor dem Frühstück, reinigten Frauen den Gang und klopften dabei an meine Tür. Sie machten mir Mut: „Nur wenn deine Haare abgeschnitten werden, bleibst du im Knast, sonst lassen sie dich wieder laufen. Wir sind zu 25 Jahren verurteilt und haben nichts gemacht.“ Schöne Aussichten, dachte ich, denn ich hatte auch nichts gemacht. Meine Haare wurden abgeschnitten - ich blieb im Knast!

## 3.4 Zum Haftprüfungstermin im Dezember 1950

Mein erstes Verhör in der Lindenstraße fand am Vormittag des 17. Dezember 1950 statt. Der Schlepper, ein junger russischer Soldat mit roten Schulterstücken, holte mich aus der Zelle und brachte mich - Hände auf dem Rücken und Kopf nach unten - in das erste Obergeschoss des Tribunalgebäudes in einen Verhörraum. Dort saß hinter einem Schreibtisch ein Oberstleutnant der Justiz, und in der Raummitte stand ein junger Unterleutnant, das war der Dolmetscher. Die Dolmetscher in der Lindenstraße waren zumeist ehemalige Zwangsarbeiter, die schlecht Deutsch sprachen und große Wut auf die Deutschen hatten. Am schlimmsten waren die Dolmetscherinnen, wie ich später feststellen musste. Dieses erste Verhör war der so genannte Haftprüfungstermin. Der Oberstleutnant der Justiz, Schurawljow, entschied, ob der Haftgrund ausreichend war und legte fest, nach welchen Paragraphen angeklagt werden sollte. Er teilte mir mit, dass ich ein amerikanischer Spion sei und deshalb angeklagt werden würde.

Wenn man einmal in den Fängen des sowjetischen Geheimdienstes war, gab es nur ganz selten ein Entrinnen. Aus einer Kleinigkeit machten sie eine große Spionagetätigkeit und konterrevolutionäres Verhalten, also Angriffe gegen die ruhmreiche Sowjetunion. Wer dieser Dinge bezichtigt wurde, der war Klassenfeind Nr. 1, und es wurden immer ausreichend „Gründe“ gefunden, dies zu belegen und Anklage zu erheben, so auch bei mir. Meine Anklage lautete dann auch

auf „Spionage, antisowjetische Propaganda und Gruppenbildung“ nach dem Strafrechtsparagraphen 58 Absätze 6, 10 und 11 des sowjetischen Strafgesetzbuchs.[4] Dieses erste Verhör begann mit der Befragung zu Herkunft, Schulbildung usw. Danach wurden die Personalien aufgenommen, und ich musste wieder ausführlich meinen Lebenslauf erzählen (jedes Verhör begann stets mit dem Lebenslauf). Ruhig schrieb der Oberst alles mit lila Tinte aufs Papier. Der Dolmetscher sagte, dass ich ein großer amerikanischer Spion sei und bald aufgehängt werden würde. Ich musste genau schildern, wie ich Kontakt zur CIA bekommen hatte, wer mich geworben hatte und wie mein Führungsoffizier hieß. Da mein Bekannter Manfred Schnee bei der Gegenüberstellung in der Bauhofstraße alles zu Protokoll gegeben hatte, was er über mich wusste, blieb ich bei dieser Version und fügte auch nichts hinzu. Der Zellenkamerad aus der Bauhofstraße hatte mir ja regelrecht eingebläut, immer stur und steif bei der ersten Aussage zu bleiben und mich nicht auf etwas anderes einzulassen. Das war ein guter Ratschlag, den ich auch konsequent befolgte. Auch den Namen des CIA-Führungsoffiziers, Cpt. Miller, das Treffen mit ihm und den Inhalt des Gesprächs gab ich zu und erzählte, was sie ohnehin schon wussten. Der Untersuchungsrichter war damit aber nicht zufrieden, er war regelrecht wütend, denn er wollte etwas über meinen Bruder Herbert und seine Verlobte Inge erfahren. Da ich überhaupt nichts über beide aussagen konnte und wollte, schlug mir der Dolmetscher mit dem Lineal auf die Finger, bis mir die Tränen kamen. Über lange Zeit hatte ich noch blaue Fingerkuppen. Dieser Sadist drohte mir mit

4 Hier handelt es sich um das Strafgesetzbuch der RSFSR (Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik), denn jede Republik der Sowjetunion hatte ein eigenes Strafgesetzbuch (StGB). Im Ausland fand das StGB der RSFSR Anwendung (d. L.).

Ausdrücken wie: „Wir werden Dir noch die Eier zerschlagen, du Hurensohn!“

Die russischen Mutterflüche übersetzte er wortwörtlich ins Deutsche. Sie hörten sich furchtbar an. „Eine primitive Sprache“, dachte ich. Solche Redensarten war ich überhaupt nicht gewohnt und nahm sie wörtlich, aber diese und andere Drohungen setzten sie Gott sei Dank nicht um. Immer wieder sagte der Dolmetscher, dass sie alles herausfinden würden. Der Haftrichter fertigte dann ein Protokoll in russischer Sprache an, das ich unterschreiben musste, nachdem der Dolmetscher, Unterleutnant Safranow (*Wasja*), den Inhalt in holpriges Deutsch übersetzt hatte. Das Verhör dauerte etwa zwei bis zweieinhalb Stunden. Danach kam der Schlepper und brachte mich in die Zelle zurück. Zwischenzeitlich hatte man mir eine Decke in die Zelle gelegt, die vor Dreck stand und voller Flecken war. Als ein Wärter das Essen brachte - dünne Kohlsuppe - konnte ich sie nicht anrühren, denn mein Magen war wieder wie zugeschnürt. Am Nachmittag schnitt mir ein russischer Häftling mit einer Handhaarschere eine Glatze. Ich fühlte mich dabei so hundeelend und musste weinen. Meine schönen Haare! Die Kalfaktoren, russische Strafgefangene, amüsierten sich darüber. Danach musste ich die abgeschnittenen Haare aufsammeln und im Fäkalienkübel entsorgen. Durch das Abschneiden der Haare wurde mir bewusst, dass ich nicht wie versprochen entlassen werden würde, sondern im Gefängnis bleiben musste. Ich war sehr deprimiert, fühlte mich entwürdigt und erniedrigt. Es ist eine Situation, die man nicht beschreiben kann.

Am Abend dieses Tages wurde ich im zweiten Obergeschoss in einer Eckzelle fotografiert. Anschließend nahmen sie Fingerabdrücke, jeden Finger einzeln und dann die gesamte rechte und linke Hand. Das musste ich auf einem Zettel quittieren, dann ging es im Laufschritt zurück in die mir zugewiesene Zelle 1. Ich lief unentwegt in der Zelle hin und her, zählte die Schritte und vermaß die Zelle. Die Wände waren

voller Striche, Zeichen und Namen. An einer Stelle befanden sich 36 Striche, was wohl 36 Tage bedeutete. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ich es 36 Tage in dieser Zelle aushalten könnte. Als ein Posten durch den Spion in der Zellentür beobachtete, dass ich vor der Wand stand und Striche zählte, schloss er die Tür auf und sagte: „Nicht kratzen, sonst Karzer!“ Ich wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, was „Karzer“ bedeutete, aber ich wurde nun vorsichtiger. Der Posten schaute alle paar Minuten durch den Spion, ich war ständig unter Beobachtung.

Später hörte ich, wie um mich herum an die Wände geklopft wurde, aber ich wusste noch nicht, was das zu bedeuten hatte. Manchmal waren es viele Klopfzeichen, manchmal nur wenige, dann begann ich sie zu zählen, verstand aber trotzdem nicht, welchen Sinn diese Klopfzeichen hatten. Irgendwann rief eine Stimme aus dem Fenster: „A gleich einmal, B gleich zweimal usw.!“ Nun begriff ich das Klopfen und konnte auch einiges verstehen. „Eine langwierige Angelegenheit“, dachte ich, aber wir hatten ja Zeit. Ja, viel Zeit. Als es dunkel wurde, begannen wieder die Verhöre. Ich hörte das Schließen der Gittertür, die sich direkt neben der Zelle 1 befand. Irgendwann rief ein Schlepper „Perwij!“ („Erster!“- gemeint war der Schließer im Erdgeschoss), und dann verstand ich „Sperling!“. Ich dachte, ich wäre gemeint, stellte mich vor die Tür und wartete, aber ich wurde nicht geholt. Ein anderes Mal rief ein Posten „Tretij!“ („Dritter!“ - gemeint war der Schließer auf der dritten Etage), doch ich deutete diesen Ruf als „Tritt ihn!“. Große Angst überfiel mich.

Am späten Abend des 20. Dezember 1950, kurz vor der Wachablösung, wurde ich durch den Hauskommandanten verlegt. Der Kommandant im Range eines Hauptmanns war der Verwalter oder Chef des Gefängnisses, ein kleiner untersetzter Russe in schneidiger Uniform, der gut Deutsch sprach. Er schloss die Zelle auf und rief: „Wie heißt du?“ Ich nannte meinen Namen, und dann hieß es: „Komm mit! Alle

Wäsche!“ Ich packte Decke, Schüssel und die paar anderen Sachen schnell zusammen und dachte: „Jetzt geht es in die Freiheit!“ Aber das war falsch gedacht! Er zeigte mit dem Schlüssel, in welche Richtung ich zu laufen hatte, und eskortiert von ihm und zwei Gefängniswärtern gelangte ich in das zweite Obergeschoss. Der Kommandant klopfte dabei ständig auf das Geländer, klack, klack, was bedeutete, dass ein Häftling unterwegs war. Ich sah zum ersten Mal ein richtiges, großes Gefängnis von innen und schaute mich um, so gut es ging. In den Gängen lagen Teppiche, man hörte uns kaum laufen. Im zweiten Obergeschoss vor der Zellentür 62 musste ich mit dem Gesicht zur Wand stehen bleiben. Ich wurde noch einmal nach meinem Namen gefragt, dann wurde die Zellentür aufgeschlossen und ich sollte in die Zelle hinein gehen.

## 3.5 In Zelle 62

Im Inneren dieser Zelle standen drei Gestalten mit kahl geschorenen Köpfen und Zehn-Tage-Bart. Ihr Anblick schockierte mich so sehr, dass ich vor der Zellentür wie angewurzelt stehen blieb. Doch nach einem derben Schubs landete ich im Inneren der Zelle. „Seid Ihr richtige Verbrecher?“ fragte ich. Günther Murek, der bereits seit dem 5. August 1950 in der Lindenstraße einsaß, entgegnete: „Und Du? Bist Du kein Verbrecher?“ Ich war froh, dass alle Deutsch sprachen. Als Neuer musste ich erst einmal meinen „Fall“ erzählen und berichten, was es draußen Neues gab. Nun hatte ich drei Zellenkameraden. Günther Murek aus Guben war kaufmännischer Angestellter und gehörte zur „Schubert-Gruppe“. Hans Buch war ein Fotoreporter aus Berlin. Der dritte Mann, Hans Tauber, stammte aus Cottbus; er war Tenorbuffo am Cottbuser Theater. Etwa drei bis vier Wochen später kamen noch zwei weitere Männer zu uns in die Zelle, so dass aus der Vier-Mann-Zelle eine Sechs-Mann-Zelle wurde. Wenn einer aus der Zelle herausgeholt und verlegt wurde, kam dafür bald ein Neuer. So lernte ich in der Zelle 62 auch Richard Wildner kennen, der etwa einen Monat

bei uns blieb, und ebenso Michael Gross, der nur zwei Wochen bei uns zubrachte. Irgendwann kam ein besonders interessanter Typ in unsere Zelle, ungefähr 25 Jahre alt. Er war bereits zu 25 Jahren verurteilt und aus Bautzen in die Lindenstraße gebracht worden. Als er ankam, sagte er: „Ich heiße Werner Israel und bin Zellenspitzel. Erzählt am besten überhaupt nichts über Euch, dann habe ich auch nichts zu berichten." Er wurde häufig zum Verhör geholt. Werner Israel hatte das, was man Knasterfahrung nennt. Mir ist besonders in Erinnerung geblieben, dass er einen unglaublich großen Kopf hatte und dabei sehr schlank war. Ständig bettelte er um einen Nachschlag und bekam diesen auch öfter. Wir hatten den Eindruck, dass er vor allem auf Günther Murek angesetzt war. Später, nach meiner Verurteilung, traf ich ihn in der Tribunalzelle wieder. Er wartete auf den Transport nach Bautzen; Russland hätte er wohl nicht überstehen können. Enttarnte Spitzel wurden im Lager umgebracht. Der letzte, den ich in der Zelle 62 kennen lernte, war Klaus Hoffmann von der „Gruppe Stabenau". Klaus war zu diesem Zeitpunkt erst 17 Jahre. Ihn und seinen älteren Bruder habe ich später in Workuta wiedergetroffen. Als sie mich in die Zelle 62 sperrten, waren Günther Murek, Hans Buch und Hans Tauber schon mehrere Wochen in Haft. Sie klärten mich über vieles auf und nahmen sich meiner sofort wohlwollend an. Als erstes musste ich das „Klopfen" richtig lernen, weil es die Kommunikationsmethode für die Verständigung mit den Häftlingen in den Nachbarzellen war. „Gute Nacht" beispielsweise wurde folgendermaßen geklopft: Sieben mal Klopfen bedeutete „G" für „Gute", 14 mal Klopfen bedeutete „N" für „Nacht", ein „Doppelklopfer" bedeutete „Ende der Nachricht". Wenn der Partner verstanden hatte, klopfte auch er zweimal. Hatte man das Wort nicht verstanden, kratzte man an der Wand. Im Laufe der Zeit entwickelte ich mich zu einem wahren Klopf-Meister, sehr zum Leidwesen der Schließer und des Kommandanten. Ich konnte sehr schnell klopfen und auch verstehen.

Die Zelle 62 lag direkt über den Todeszellen, und so erfuhren wir, wer in diesen Zellen eingesperrt war. Täglich klopften wir stundenlang. Wenn ich erwischt wurde, brachte das Ärger ein. Ich wurde aus der Zelle herausgeholt, und auf dem Gang gab es dann mit dem Zellenschlüssel Schläge auf die Glatze, oder der Schlüssel wurde mir in den Bauch gestoßen und gedreht. Das tat verdammt weh, und ich schrie laut, bis sie wieder von mir abließen und mich mit einem Fußtritt zurück in die Zelle stießen. Geklopft wurde mit den Fingerknöcheln oder mit einem „Klopfer“ aus Brot, einer kleinen Figur, wie man sie von „Mensch ärgere Dich nicht“ kennt. Dafür wurde ein Stückchen Brot geknetet und geformt. Nach einigen Tagen war diese Figur steinhart und eignete sich hervorragend zum Klopfen. Leider wurden diese kostbaren Stücke während der Freistunde zumeist „weggefilzt“. Das „Filzen“ nahm der Kommandant gern selbst vor. Er schnüffelte in der Zelle herum und nahm alles weg, was nicht erlaubt war.

Wir bastelten auch Schachfiguren und malten auf ein Stückchen Stoff von unseren Hemden die Schachbrett-Felder auf. Die weiße Farbe kratzten wir von der Wand, für die schwarzen Felder benutzten wir Kaliumpermanganat, das wir manchmal bekamen. Schach spielen lernte ich erst in Zelle 62 in der Lindenstraße; es sollte mir auch später im Lager sehr von Nutzen sein. Darüber hinaus lernte ich im Gefängnis: Schlafen im Sitzen, auf engstem Raum im Kreis gehen, an der Wand stehen und klopfen, auf dem Kübel das kleine und große Geschäft ohne Scham verrichten, mit übergroßem Hunger geduldig auf das Essen warten, unentdeckt an der Tür horchen, den Türspion mit Spucke blind machen, einen Kalender über der Tür zeichnen, lautlos Winde ablassen, trotz Verbot das Fenster öffnen und - zuhören.

Meine Zellenkameraden konnten interessante Dinge erzählen! Und Günther Murek, der nach Kriegsende noch viereinhalb Jahre lang in russischer Gefangenschaft war und deshalb einigermaßen gut Russisch sprach, brachte mir viele russische Wörter bei. Den ersten russischen

Satz hatte ich schnell begriffen: „Chef, können wir noch einen Nachschlag bekommen?“; denn Hunger war unser ständiger Begleiter. Manchmal funktionierte es, und es gab einen Nachschlag. Jeden Tag lernte ich neue Vokabeln. Nach drei Monaten verstand ich schon eine ganze Menge, Schreiben und Lesen hatte ich ja bereits in der Schule gelernt. Die Posten fanden schnell heraus, dass ich Russisch lernte, und so sprach mich eines Tages der Untersuchungsrichter darauf an und fragte mich nach meinen Russischkenntnissen aus. „Gut, dass du Russisch lernst. Du wirst aber auch noch russisch weinen lernen!“. Die Sprache war für mich später während des Transports nach Russland und in Russland selbst sehr nützlich. Günther Murek verfügte auch über gute Lateinkenntnisse. Er bestand darauf, dass ich einen lateinischen Satz auswendig lernte, nach dem ich mich immer richten sollte, was ich auch versucht habe. Der Satz lautete: Quidquid agis, prudenter agas et respice finem (Was immer du tust, handle klug und bedenke das Ende).

Abends, wenn der so genannte Einschluss erfolgt war, baten mich die Zeilenkameraden zu singen. Damals hatte ich noch eine helle Stimme. Das Lied „Heimweh“ gefiel allen besonders gut. Ich sang es für sie viele Male. Der Text lautet: „Heute in der Nacht bin ich aufgewacht und hab‘ geweinet. Du, mein stiller Stern, hoch in weiter Fern, sei mein Freund. Hab dich so golden und schön auch in der Heimat geseh‘n. Weißt Du, was es heißt, Heimweh? Wie‘s mein Herz zerreißt, Heimweh. Alles rings umher ist so kalt und leer, und mein Herz vergeht vor Heimweh.“

Günther Murek war für mich ein väterlicher Freund und Berater. Er machte uns allen stets Mut und richtete uns wieder auf, wenn wir ein seelisches Tief hatten. Ich werde ihn nie vergessen! Er gehörte zur „Schubert-Gruppe“ aus Guben. Diese „Gruppe“ bestand eigentlich aus zwei Gruppen. Die „Hauptgruppe“ umfasste 21 Personen, elf von ihnen wurden zum Tod verurteilt. Die „Nebengruppe“ bestand aus zehn Personen. Eine Frau aus der „Schubert-Gruppe“, Anna Schubert,

rief abends oft nach ihren Kindern: „Brigitte, Wolfgang, ich bin auch hier!“ Das war sehr tapfer! Diese Frau beeindruckte mich sehr, obwohl ich sie nie zu Gesicht bekam. Sie wurde in Moskau mit ihrem Mann und mit ihrem Sohn erschossen.

Zur „Schubert-Gruppe“ gehörte auch Pfarrer Gnettner. Den hatten sie direkt nach dem Gottesdienst noch im Talar vor der Kirche verhaftet. Dieser evangelische Pfarrer rief trotz strenger Verbote öfter aus dem Zellenfenster das „Vaterunser“ oder Bibelsprüche, und zu Weihnachten zitierte er aus der Weihnachtsbotschaft; das war für alle Gefangenen sehr beeindruckend. Pfarrer Gnettner saß in der Zelle 54, später dann in der Zelle 22. Wenn er sich meldete, wurde es im ganzen Gefängnis still. Überall wurden, trotz Verbot, die Fenster geöffnet, und die Häftlinge lauschten voller Andacht in die Nacht. Wir hörten aber auch das Rennen und Hasten der Schließer und Posten, das dann immer bald einsetzte. Pfarrer Gnettner hat viel gewagt und auch bewusst die harten Strafen dafür auf sich genommen. Wer aus dem Zellenfenster rief, wurde mit Schlägen, Karzer oder Wasserkarzer bestraft. Der Kommandant, der die Strafen verhängte, war dabei nicht zimperlich. Den Pfarrer hat er immer hart bestraft. Pfarrer Gnettner wurde in Moskau erschossen[5].

Im Karzer durfte man nur die Unterhose anbehalten. Die Schließer schütteten einen Eimer kaltes Wasser über den Häftling. Die Notdurft musste auf dem nackten Fußboden verrichtet werden. Warme Suppe gab es nur alle drei Tage zu essen, dazwischen nur Wasser und Brot. Ich hatte das große Glück, keine Bekanntschaft mit dem Karzer

5 Günther Murek und Reinhard Gnettner wurden mit anderen Mitgliedern der sog. Schubert Gruppe am 4. April 1951 in Potsdam durch ein Sowjetisches Militärtribunal zum Tode verurteilt und am 27. Juni 1951 in Moskau erschossen. Pfarrer Gnettner hinterließ seine Ehefrau und vier Kinder in Eisenhüttenstadt-Fürstenberg (d. L.).

machen zu müssen. Mein Bruder musste allerdings, wenn auch unschuldig, reichlich Erfahrung mit dem Karzer sammeln.

Wenn es nicht regnete, fand ein etwa 15 Minuten währender Freigang statt. Dafür wurden die Häftlinge auf den Hof geführt, wo sie hintereinander im Kreis gehen mussten, die Hände auf dem Rücken und den Kopf nach unten gebeugt. Es herrschte absolutes Sprechverbot. Ich sah mich trotzdem um und prägte mir so viel wie möglich ein, aber das konnte ich nur bei bestimmten Schließern machen, sonst wäre ich bestraft worden. Die Posten auf den Wachtürmen schauten uns interessiert zu, manche drohten auch. In Erinnerung ist mir ein großer Kastanienbaum, der im Frühjahr in voller Blüte stand. Ich schaute in die Zweige und wünschte, dass ich ein Vogel wäre und einfach wegfliegen könnte. Auf dem Weg zum Hof und zurück gelang es mir manchmal, die Spione der Zellentüren aufzuschieben oder laut vor mich hin zu sprechen, damit andere Häftlinge mich hören konnten.

Zu meiner Zeit durften wir etwa alle zehn Tage duschen und uns rasieren. In diesem Rhythmus wurden uns auch die Haare geschnitten. Danach gaben sie uns frische Wäsche, und man konnte seine eigene Unterwäsche zumeist auch ein wenig auswaschen. Bei dieser Gelegenheit organisierte ich mir eine russische Uniformhose und ein Uniformhemd. Diese Klamotten trug ich in der Zelle und schonte damit meinen Anzug und das Oberhemd. Die Zelle mussten wir täglich reinigen. Der Schließer reichte dafür einen wollenen Lappen in die Zelle. Den Reinigungsdienst übernahm stets freiwillig Hans Buch; HaBu, wie wir ihn nannten, musste immer etwas zu tun haben. Beim Kübeln wechselten wir uns in der Regel ab. Ich drückte mich nie vor der Kübelleerung. Der Kübel musste in die Kübelzelle getragen, entleert und mit Wasser und etwas Chlor befüllt werden. Bei dieser Gelegenheit konnte man sich unter dem kalten Wasserhahn ein wenig waschen. Manchmal, wenn die Schließer es erlaubten, gingen beim

morgendlichen Kübeln alle Zelleninsassen zusammen in die Kübelzelle, um sich etwas frisch zu machen. Dabei ergab sich hin und wieder die Gelegenheit, ein wenig herumzuschnüffeln. Insbesondere die inhaftierten Frauen deponierten manchmal Brotstückchen oder Zellpapier für uns in der Kübelzelle.

Ich war Nichtraucher, aber wenn der „Sanfte“ - auch der „Moskauer“ genannt - in unserem Flurbereich Dienst hatte, bettelte ich ihn manchmal um eine Zigarette an. Anscheinend hatte dieser Schließer Mitleid mit mir. Er drehte dann meist eine Machorka und reichte sie mir in die Zelle, zur Freude meiner drei Zellenkameraden. Sie genossen die Zigarette dann in vollen Zügen. In der Zelle gab es Strohsäcke, die tagsüber zusammengerollt und an die Fensterwand angelehnt werden mussten. Der Befehl der Schließer lautete: „Machen Paket!“ Nicht alle Schließer achteten darauf, dass diese Pakete nach Vorschrift abgelegt wurden. Wenn wir die Schließer ärgern wollten, dann stellten wir uns an die Tür und ließen laut „einen fahren“. Die Schließer wurden daraufhin stets wütend, hämmerten mit den Schlüsseln laut an die Tür und fragten „Warum immer pratz, pratz?!“ Lautes Furzen konnten sie nicht vertragen.

## 3.6 Die Verhöre

Auf dem Flur im Erdgeschoss des Gefängnisses hing an der Wand ein Stück Rohr. Immer um 22 Uhr schlug ein Wachposten mit einer Eisenstange mehrmals an dieses Rohr zum Zeichen der Nachtruhe. Wir richteten dann die Strohsäcke her und legten uns zum Schlafen auf die Holzpritsche; das Licht in der Zelle wurde nicht gelöscht, es brannte die ganze Nacht. Wenig später hörten wir die Stimmen der Wachposten während der Wachablösung und bald darauf das Klicken der Klappen an den Spionen; wir wurden ja mehrmals am Tag gezählt. Wenn diese Kontrolle vorüber war, stellte ich mich an die Wand und klopfte mit den Nachbarn. Das ganze Gefängnis „tickte“ um diese Zeit, die Neuigkeiten wurden ausgetauscht. Ich hatte immer mit fünf Zellen

Kontakt, auch mit den Todeszellen unter uns, und wusste, wer in diesen Zellen eingesperrt war. Eines Abends, wir waren gerade eingeschlafen, öffnete sich die Zellentür. Zwei Posten standen im Gang, und einer zeigte mit dem Schlüssel auf Günther Murek. „Kak Familija?“ - „Wie heißt Du?“ wurde Günther Murek gefragt. Als er geantwortet hatte, hieß es: „Komm!“ Schnell zog sich Günther an. Mit den Worten „Nicht sprechen, nicht husten und leise gehen!“ wurde er zum Verhör gebracht. Der 20-jährige Schlepper, den wir „Zirkuspferd“ nannten, brachte Günther Murek ins Vernehmungszimmer. Dort saß der Untersuchungsrichter bereits hinter dem Schreibtisch, während eine Dolmetscherin im Range eines Unterleutnants im Raum stand. Günther musste sich auf den Hocker in der Ecke setzen. Die Verhöre begannen stets auf die gleiche Weise: „Du großer Spion! Du immer lugen! Warum Du nicht sagen Wahrheit! Wenn du nicht sagen Wahrheit, schneiden Dein Schwanz ab, Du Sohn einer Hure!“

Wie Günthers Verhör genau ablief und was er aussagte, erfuhren wir nicht, aber dass die Dolmetscherin ausgerastet war, das konnte uns nicht verborgen bleiben. Als Günther nach dem Verhör zurück in die Zelle kam, war sein Gesicht zerschlagen und die Augen völlig verquollen. Er hatte am ganzen Körper Hämatome und stank nach Urin. Fassungslos starrten wir ihn an. „Erzähle! Was ist passiert?“ Und dann fing er an zu erzählen: Die Dolmetscherin hatte auf Günther eingeschlagen, bis er vom Hocker gefallen war; als er dann am Boden lag, hatte sie sich breitbeinig über ihn gestellt und uriniert. Günther Murek war nicht der einzige, den diese sadistische Person so abscheulich quälte! Plötzlich hörten wir erneut Schließgeräusche: „Tiesche!“ - „Still!“ Der Wachposten, den wir „den Sanften“ nannten, brachte einen Topf mit Wasser, damit sich Günther wenigstens etwas reinigen konnte. Viele Gefangene wurden in der Lindenstraße gefoltert; Fesselungen und Prügel waren die Regel. Es gab Schläge auf alle Körperteile, vielen Männern wurden auf diese Weise die Hoden unheilbar zerstört. Von den weiblichen Dolmetschern mussten

insbesondere die Frauen Schlimmes ertragen. Nicht selten kam es deshalb bei schwangeren Frauen zu Fehlgeburten, so auch bei meiner Schwägerin Inge Löwendorf. Die Dolmetscher drückten auch häufig brennende Zigaretten auf der Haut der Häftlinge aus. Wer mit einer „Sonderbehandlung“ im Karzer oder im Wasserkarzer bestraft wurde, musste darin nackt ausharren und wurde darüber hinaus häufig mit kaltem Wasser überschüttet. Die Wasserkarzer befanden sich im Kellergeschoss und wurden von den Schließern ständig bewacht. Sie hatten keine Fenster, Tag und Nacht brannte grelles Licht. Manchmal mussten die Häftlinge drei bis vier Tage oder auch noch länger im Karzer ausharren. Im Erdgeschoss gab es Einmannzellen. Vorzugsweise sperrte man junge Frauen dort ein. Den Grund dafür kann man sich denken.

Brigitte B. (17 Jahre) aus der Schubertgruppe musste sich z.B. vor dem Kübeln nackend, ja ganz nackend, ausziehen und so zur Kübelzelle laufen. Vorher hat der Schließer allen anderen Schließern angekündigt, dass eine Nackte unterwegs sei. Sie musste sich das Begaffen gefallen lassen. Nach der Wende, als wir uns im Gefängnis Potsdam trafen, hat mir Brigitte B. (heute verheiratet) diese Tatsache bestätigt. Sie sagte: „Ich möchte an diese Zeit nicht erinnert werden.“ und weinte.

Ebenso schlimm wie die körperlichen Folterungen waren die psychischen. Während der Verhöre drohten die Offiziere häufig mit der Verhaftung der Eltern, der Geschwister oder anderer naher Verwandter. Mein Zellengenosse Hans Buch, mit dem ich mehr als vier Monate in der Zelle 62 saß, hatte immer große Angst vor Folter und Misshandlungen. Unter Schlägen und Folterungen „gestand“ er dann auch, was die Untersuchungsrichter hören wollten. Ich glaube, er erfand aus Angst so genannte „Delikte“. Seine beiden Schwäger wurden, vollkommen ahnungslos, ebenfalls verhaftet und zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt. Durch die Verhaftung der Schwäger wurde Hans Buch zum „Gruppenführer“ abgestempelt - das war sein

Todesurteil, denn zum Paragraphen 58, Artikel 6 kam nun der Artikel 8 dazu, der das Urteil „Tod durch Erschießen“ zur Folge hatte.[6]

Mein erstes Verhör in der Lindenstraße nach dem Haftprüfungstermin fand am 22. oder 23. Dezember 1950 statt, es begann gegen 23 Uhr. Der Schlepper brachte mich in ein Vernehmungszimmer im Erdgeschoss des Hauptgebäudes. Dort saßen der Kommandant, der mich schon in der Bauhofstraße ausgefragt hatte, und eine Dolmetscherin im Range eines Unterleutnants. Das Verhör begann wie üblich mit dem Lebenslauf. Die Dolmetscherin brauchte nur wenig zu übersetzen, da der Kommandant gut Deutsch sprach. Danach fragte mich die Dolmetscherin: „Hast Du schon einmal gef... ?“ Ich war so erschrocken über diese Frage, dass mir das Blut in den Kopf schoss. Ehe ich antworten konnte, sagte sie: „Du wirst in Deinem ganzen Leben nie wieder f... !“ Während des Verhörs benutzte sie immer wieder Mutterflüche und wollte mich damit sicherlich einschüchtern. Ich musste denken: „So eine schöne Frau - sie sah in ihrer Uniform wirklich schön aus - wie kann sie nur so etwas sagen!“ Im weiteren Verhör gab ich wiederum zu, was sie bereits wussten und war dabei überaus vorsichtig, um nur ja kein unbedachtes Wort zu sagen. So wusste mein bester Freund, dass ich mich von der CIA hatte anwerben lassen und auch Material geliefert hatte. Wenn ich seinen Namen erwähnt hätte, wäre mein Freund ebenfalls verhaftet worden; ich bin heute noch froh, dass ich stark bleiben und schweigen konnte. Dieses Verhör dauerte etwa zwei Stunden. Anschließend übersetzte die Dolmetscherin das so genannte Protokoll, das der Kommandant angefertigt hatte. Ich musste es unterschreiben und wurde zurück in die Zelle gebracht. Meine Zellenkameraden wollten natürlich gleich

6 Artikel 6: „Spionage“; Artikel 8: „Begehung terroristischer Handlungen“ (d. L.)

wissen, wie das Verhör abgelaufen war. Ich berichtete, sang leise ein Lied, und dann konnten wir endlich schlafen.

Während der viermonatigen Untersuchungshaft wurde ich nur viermal verhört. Vom zweiten Verhör an fehlte der Dolmetscher; wenn der Untersuchungsrichter das Protokoll fertig geschrieben hatte, übersetzte er es immer selbst. Dieser Untersuchungsrichter war ein sowjetischer Geheimdienstoffizier im Rang eines Hauptmanns. Unter den Häftlingen hatte er den Spitznamen „Popelsburg“. Die letzten drei Verhöre dauerten länger als das erste; der Untersuchungsrichter unterhielt sich mit mir auch über die deutsche Grammatik. Misshandelt wurde ich während dieser Verhöre glücklicherweise nicht. Ungefähr acht Tage vor dem Gerichtstermin fand das Vortribunal statt. Wie immer wurde ein Protokoll angefertigt, dann sagte der Untersuchungsrichter, dass der Fall jetzt abgeschlossen sei und ich nun vor das Militärtribunal gestellt werden würde. Er sagte auch, dass ich eine geringe Strafe erhalten würde und wünschte mir, dass ich bald wieder nach Hause käme; für meinen Bruder sähe es allerdings nicht gut aus. Er müsse mit einer hohen Strafe rechnen, da er ein ehemaliger Offiziersschüler gewesen sei und ein „großes Verbrechen“ begangen hätte.

## 3.7 Vor dem Militärtribunal in Potsdam

Am 27. April 1951 war es dann soweit. Kurz nach dem Frühstück erschien der Schließer, fragte nach meinem Namen und dem Geburtstag und sagte: „Fertig machen! Alles mitnehmen!“ Mit meinem Päckchen unter dem Arm, das aus Decke, Schüssel, Löffel, Handtuch und Tasse bestand, führten mich der Schließer und der Gefängniskommandant in das Erdgeschoss des Gefängnisses. Dort standen in einer Reihe mit dem Gesicht zur Wand Manfred Schnee, Inge Löwendorf und mein Bruder Herbert Sperling.

Ich, Werner Sperling, vervollständigte nun das Quartett! Der Kommandant fragte nochmals nach den Namen, anschließend mussten wir unsere Päckchen vor der Wand ablegen. Dann ging es unter strenger Bewachung im Gänsemarsch in das Justizgebäude zum Tribunalsaal im Erdgeschoss. Dieser Tribunalsaal war ein relativ großer Raum mit mehreren Bankreihen. Die Fenster waren vergittert, hohe Lindenbäume versperrten die Sicht nach draußen. An der vorderen Stirnwand, rechts vom Eingang, stand ein langer Tisch mit drei Stühlen. An der Fensterfront stand schräg zu den Bankreihen ein weiterer Tisch mit zwei Stühlen. An den Wänden befanden sich rote Fahnen und Stalinbilder. Als ich den Gerichtssaal betrat, war ich eigentümlich berührt: Nachdem ich monatelang nur die tristen Zellen gesehen hatte, wirkte dieser Raum auf mich geradezu festlich, andererseits schwebte das Damoklesschwert der Verurteilung über uns. Es war Frühling. Durch die Fenster konnten wir auf die grünen Lindenbäume blicken. War das ein schöner Anblick.

Im Gerichtssaal befanden sich mindestens zehn Soldaten mit Maschinenpistolen im Anschlag. Welch eine strenge Bewachung, schoss es mir durch den Kopf, obwohl wir doch überhaupt keine Gelegenheit zur Flucht hatten. Wir mussten uns in die zweite Bankreihe setzen und immer einen Platz zwischen uns freilassen; die erste Bankreihe blieb leer. Sprechen war verboten. Ich versuchte, mit den anderen Blickkontakt aufzunehmen, um ihnen auch ohne Worte Mut zuzusprechen. Als erste betraten der Schriftführer, Hauptmann der Justiz Zubkow, der zugleich der Verteidiger war, und der Dolmetscher, Unterleutnant Safranow, den Raum. Beide nahmen am Tisch neben dem Fenster mit Blickrichtung zu uns Platz. Dann folgte

die Troika, das Militärtribunal W/TSCH 48240,[7] dabei mussten wir aufstehen. Das Militärtribunal nahm am Richtertisch Platz, in der Mitte der Oberstleutnant der Justiz Schurawljow, links von ihm Oberst Awtonomow, rechts Major Solopanow.

Schurawljow eröffnete als vorsitzender Richter die Verhandlung gegen die „Gruppe Schnee“ als Staatsfeinde der „großen ruhmreichen Sowjetunion“. Langatmig wurden die Anklageschriften in russischer Sprache verlesen, anschließend die Übersetzung ins Deutsche. Eine Chance zur Verteidigung oder Rechtfertigung hatten wir nicht. Der als „Verteidiger“ anwesende Offizier sprach kein einziges Wort, er saß nur an seinem Tisch und schrieb. Wie hätte er uns auch verteidigen können, sahen wir ihn doch in diesem Tribunalsaal zum ersten Mal! Ich hatte Ehrfurcht vor den mit „Lametta“ behängten Offizieren und hoffte auch deshalb noch immer auf eine gerechte Beurteilung. Als die Anklage verlesen und übersetzt worden war, zogen sich die drei Militärrichter zur Beratung zurück. Im Saal herrschte Totenstille, Spannung lag in der Luft. Stumm betete ich zu unserem Herrgott: „Stimme die ‚Richter‘ gnädig und verhilf uns zur Freiheit!“.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis die Troika mit ernster Miene den Saal wieder betrat; die Urteile standen bestimmt schon vorher fest. Uns wurde befohlen aufzustehen, dann wurden die Urteile verkündet: Wir alle wurden der Spionage für schuldig befunden. Manfred Schnee erhielt die Höchststrafe: „Tod durch Erschießen“. Ich verstand die russischen Worte sofort und blickte erschrocken zu Schnee hinüber, der regungslos da stand und auf die Übersetzung wartete. Als er das Todesurteil vernahm, brach er zusammen. Sofort rissen zwei Posten

7 W/Tsch bedeutet „Wojskowaja Tschast“, übersetzt „Militärische Einheit“. Jedes Militärtribunal war einer Militäreinheit zugeordnet und trug deren Nummer (d. L.).

den nach Luft ringenden Mann aus der Bankreihe und legten ihm Hand- und Fußschellen an. Als nächstes wurde das Urteil gegen meinen älteren Bruder Herbert Sperling gesprochen: 25 Jahre Arbeitslager strengen Regimes. Ich konnte nur denken: „Gott sei Dank, kein Todesurteil!“ Danach wurde das Urteil gegen Inge Löwendorf, die Braut meines Bruders, ausgesprochen: 25 Jahre Besserungsarbeitslager (ITL - Ispravitelno Trudovyje Lagerja). Zuletzt wurde ich zu 25 Jahren Besserungsarbeitslager verurteilt. Welch ein Hohn!

Die in der Anklageschrift erhobenen Beschuldigungen fanden sich wortwörtlich in der Urteilsbegründung wieder, die sich auf das sowjetische Strafrecht bezog, auf den Paragraphen 58, Absätze 6, 8 und 10.[8] Es hieß, die Urteile seien rechtskräftig, Widerspruch durfte nicht eingelegt werden. Nur Manfred Schnee durfte ein Gnadengesuch an das Präsidium des Obersten Sowjets richten, Papier und Bleistift würde er umgehend erhalten. Manfred Schnee schrieb einen Tag später, noch in Potsdam, ein Gnadengesuch an den Obersten Sowjet. Danach wurde die Verhandlung geschlossen, die ungefähr fünf Stunden gedauert hatte. Zwei Posten nahmen Manfred Schnee in die Mitte und schafften ihn aus dem Gerichtssaal. Dann folgte lnge Löwendorf, die uns noch zurief: „Kopf hoch!“, weshalb sie regelrecht aus dem Saal gestoßen wurde. Zuletzt waren mein Bruder und ich an der Reihe, der Schlepper und ein Schließer brachten uns in den Gefängnistrakt zurück. Der Schlepper, das „Zirkuspferd“ , grinste und sagte: ,,25 Jahre! Dann große Spione!“

Auf dem Weg zurück in den Gefängnistrakt musste ich zuerst denken, dass solche Urteile doch unmöglich sind, dass so etwas doch nicht sein kann! Unterwegs flüsterte mir mein Bruder zu: „Da habe ich aber

8 Vgl. Fußnote 4; Artikel 10: Antisowjetische Propaganda (d. L.)

großes Glück gehabt, dass ich kein Todesurteil bekommen habe.“ Darüber war ich natürlich auch froh, und wie! Aber 25 Jahre?! Damit war unser Leben doch zerstört! Ich versuchte auszurechnen, wie alt ich bei der Entlassung sein würde. Auch andere Fragen beschäftigten mich: Kommen wir nach Sibirien oder bleiben wir in Deutschland? Wird Manfred Schnee tatsächlich erschossen? Er tat mir unendlich leid, und ich hoffte inständig, dass er begnadigt werden würde; hieß es doch, dass alle Todeskandidaten in Moskau begnadigt würden.

Im Erdgeschoss des Zellentraktes lagen noch unsere Päckchen, das heißt, nur drei Päckchen. Da Inge Löwendorf ihre Sachen vermutlich schon vor uns abgeholt hatte, gehörte das dritte Päckchen sehr wahrscheinlich Manfred Schnee. Es war uns ja auch bekannt, dass die Todeskandidaten nichts in die Todeszellen mitnehmen durften. Herbert und ich hoben unsere Päckchen auf und wurden in die Eckzelle im ersten Obergeschoss geschafft, das war die Sammelzelle der Abgeurteilten, die wir Tribunalzelle nannten.

## 3.8 Die sogenannte „Gruppe Schnee“

Manfred Schnee, geboren am 18. Juni 1928 in Berlin, verheiratet, zwei Söhne. Er stammte aus einer Angestelltenfamilie. Kurz vor Kriegsende diente er bei den Fallschirmjägern und kämpfte zuletzt im Ring um Berlin. Nach dem Krieg studierte er auf Lehramt und arbeitete als Neulehrer. Von 1946 bis 1949, bis zur Flucht nach West-Berlin, war er Mitglied der SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands). Verhaftet wurde Manfred Schnee in den Abendstunden des 11. November 1950[9] an der Zonengrenze im Bereich der Zimmerstraße.

9 In „Erschossen in Moskau ...“. Die deutschen Opfer des Stalinismus auf dem Moskauer Friedhof Donskoje 1950-1953, hrsg. v. Arsenij Roginskij, Frank Drauschke und Anna Kaminsky, Berlin (3) 2008, S. 385 wird als Verhaftungsdatum der 17. November 1950 genannt.

Schnee war betrunken und hatte die Volkspolizisten beschimpft und provoziert. Die Vopos (Volkspolizisten) haben Schnee erst verhaftet, als er sich in seinem betrunkenen Zustand als amerikanischer Spion bezeichnete und sich als Mitarbeiter der KgU (Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit) ausgab. Die Vopos nahmen Schnee fest und brachten ihn zur Ausnüchterung ins Polizeigefängnis am Alexanderplatz. Dort stellte man fest, dass er auf der Fahndungsliste stand und deshalb übergab man ihn an den Staatssicherheitsdienst. Am 12. November 1950 erfolgte seine Inhaftierung in der Stasi-Abteilung des Potsdamer Polizeigefängnisses in der Bauhofstraße; am 16. Dezember 1950 die Übergabe an den sowjetischen Geheimdienst und Inhaftierung im Gefängnis in der Lindenstraße. Alles, was die Stasi und das MGB (Ministerstvo Gosudarstvennoi Besopasnosti = sowjetisches Ministerium für Staatssicherheit) über die Brüder Sperling und über Inge Löwendorf wussten, stammt aus den Verhörprotokollen von Manfred Schnee. Er hat alle und alles verraten und erhoffte sich dadurch eine mildere Bestrafung. Am 27. April 1951 wurde Manfred Schnee als Gruppenführer abgestempelt und vom sowjetischen Millitärtribunal Nr. 48240 im Gefängnis Potsdam Lindenstraße 54/55 wegen Spionage, antisowjetischer Propaganda und Mitglied in einer konterrevolutionären Organisation zum Tod durch Erschießen verurteilt. Am 28. April 1951 hat er ein Gnadengesuch an den Obersten Sowjet in Moskau gerichtet. Ende Mai 1951 erfolgte sein Transport über Berlin-Lichtenberg und Brest nach Moskau in das Butyrka-Gefängnis. Am 30. Juni 1951 lehnte das Präsidium des Obersten Sowjets sein Gnadengesuch ab. Manfred Schnee wurde am 4. Juli 1951 im Butyrka-Gefängnis durch Genickschuss hingerichtet. Er wurde vermutlich bisher nicht rehabilitiert; Angehörige sind nicht auffindbar.

Herbert Fritz Sperling, geboren am 22. Januar 1930 in Mölbis bei Leipzig. Er besuchte die dortige Volksschule bis zur 4. Klasse, danach die Hans-Schemm-Oberschule und später die Humbold-Oberschule in

Leipzig. Bis April 1950 war er Wachtmeister und Offiziersschüler der Volkspolizei in Leipzig und flüchtete anschließend nach West-Berlin. Verhaftet wurde Herbert Sperling am 2. Dezember 1950 zusammen mit seiner Verlobten lngeborg Löwendorf in der Westberliner Zimmerstraße in Kreuzberg. Beide wurden aus West-Berlin entführt. Am 2. Dezember 1950 erfolgte seine Inhaftierung in der Stasi-Abteilung des Potsdamer Polizeigefängnisses in der Bauhofstraße und am 16. Dezember 1950 die Übergabe an den sowjetischen Geheimdienst und Inhaftierung im Gefängnis in der Lindenstraße. Am 27. April 1951 wurde Herbert Sperling vom SMT (Sowjetisches Militärtribunal) Nr. 48240 zu 25 Jahren Strafarbeitslager verurteilt; er wurde in das Strafarbeitslager Tajschet in der Sowjetunion deportiert. Am 20. Oktober 1955 wurde Herbert Sperling aus der Haft entlassen. Er ging sofort nach West-Berlin und heiratete Ingeborg Löwendorf. Im Jahr 2000 wurde er rehabilitiert.

Ingeborg Löwendorf, geboren am 9. Juni 1927, war nach dem Krieg bis zum Frühjahr 1950 Chefsekretärin an der SED-Parteihochschule in Kleinmachnow. Verhaftet wurde sie am 2. Dezember 1950 n der Kreuzberger Zimmerstrasse (West-Berlin) zusammen mit ihrem Verlobten Herbert Sperling. Am selben Tag kam sie in die Stasi-Abteilung des Potsdamer Polizeigefängnisses in der Bauhofstraße. Am 19. Dezember 1950 wurde sie an den sowjetischen Geheimdienst übergeben und im sowjetischen Geheimdienstgefängnis in der Lindenstraße inhaftiert. Am 27. April 1951 verurteilte sie das SMT Nr. 48240 zu 25 Jahren Besserungsarbeitslager. Ingeborg Löwendorf wurde in die Sowjetunion deportiert und kam in ein Lager bei Workuta. Am 10. Oktober 1955 wurde sie aus der Haft entlassen und heiratete noch im selben Jahr Herbert Sperling. 2002 ist Ingeborg Sperling geb. Löwendorf in Köln verstorben.

Werner Gerhard Sperling, geboren am 16. März 1932 in Mölbis bei Leipzig, erlernte den Beruf eines Bergmaschinenmannes im SAG-

Betrieb Espenhain und war danach Schüler im Vorsemester an der Ingenieurschule für Bergbau in Zwickau. Verhaftet wurde Werner Sperling am 6. Dezember 1950 unter dem Verdacht der „Wirtschafts- und Militärspionage“. Am 6. Dezember 1950 erfolgte seine Überführung mit Inhaftierung in der Stasi-Abteilung des Potsdamer Polizeigefängnisses in der Bauhofstraße. Am 16. Dezember 1950 wurde er an den sowjetischen Geheimdienst übergeben und im Gefängnis in der Lindenstraße inhaftiert, wo er vier Tage in Einzelhaft verbrachte. Vom 20. Dezember 1950 bis zum 27. April 1951 saß er in Zelle 62. Am 27. April 1951 wurde er nach § 58/6 des sowjetischen Strafgesetzbuches vom SMT Nr. 48240 zu 25 Jahren Besserungsarbeitslager verurteilt. Über Berlin-Lichtenberg, Brest, Gomel und Wologda wurde er in ein Lager bei Workuta deportiert. Am 29. Dezember 1953 aus der Haft entlassen, kehrte er über die Lager Tapiau und Fürstenwalde in die DDR zurück. 1961 flüchtete Werner Sperling in den Westen Deutschlands. Am 12. Dezember 2000 rehabilitierte ihn die Militärhauptstaatsanwaltschaft der Russischen Föderation.

Das Schicksal von Manfred Schnee beschäftigt mich noch heute. Wie bei den meisten zum Tode Verurteilten wurde sein Gnadengesuch abgelehnt, und er wurde erschossen. Hatte er sein Schicksal selbst herausgefordert? Im Alkoholrausch hatte er an der Grenze zu Ost-Berlin zwei Volkspolizisten mit der hartnäckigen Behauptung, er sei ein amerikanischer Spion, provoziert. Die Vopos nahmen Manfred Schnee fest und brachten ihn ins Zentralgefängnis „Alexanderplatz“ und dann nach Potsdam, wo er in den Verhören durch die Stasi „gestand“, ein CIA-Spion zu sein. Er nannte unsere Namen und erzählte auch von allen Kontakten und Verbindungen. Die Stasi schaltete sofort die Russen ein. So kam es auch zu unseren Verhaftungen und Verurteilungen. Der Leitsatz des sowjetischen Geheimdienstes lautete: Wir lieben den Verrat, aber hassen den Verräter. Zwar hatte man Manfred Schnee in den Verhören mit Versprechungen gelockt

und ihm für seine Aussagen eine mildere Bestrafung zugesagt, doch am Ende wurde er trotzdem in den Tod geschickt.

## 3.9 In der Tribunalzelle nach der Verurteilung Ende April 1951

Die Tribunalzelle war die Eckzelle im ersten Obergeschoss. Als mein Bruder und ich darin eingesperrt wurden, war sie mit ungefähr 15 Personen bereits völlig überbelegt. Zellen-Kommandant war der Potsdamer Fahrlehrer Kurt Luke (er gehörte zur Potsdamer Gruppe um Erwin Köhler). Kurt Luke wies uns zwei Plätze an und machte seine Späße über unsere hohen Strafen: „Ihr müsst ja ganz schön schwere Jungs sein! Wer 25 Jahre erhalten hat, der hat auch was ausgefressen!“ Schön blöd, dachte ich, der hat doch keine Ahnung. Aber alle lachten und sagten dann, dass Kurt nur Spaß gemacht hätte und sie allesamt ebenfalls zu 25 Jahren verurteilt worden waren. In der Tribunalzelle waren auch die zu Haftstrafen verurteilten Männer der „Schubert-Gruppe“ eingesperrt. Einer hatte acht Jahre bekommen, ein anderer 15 Jahre und die übrigen 25 Jahre. Wir mussten den neuen Leidensgefährten ausführlich über den Verlauf des Tribunals berichten, die „Gruppe Schnee“ war ja im Gefängnis bekannt. Anschließend erkundigten wir uns nach der „Schubert-Gruppe“. Mich interessierte ganz besonders das Schicksal meines Zellenkameraden Günther Murek und meinen Bruder interessierte das Schicksal von Wolfgang Mertens. Wir erfuhren, dass im Prozess gegen die „Schubert-Gruppe“ elf Todesurteile gefällt worden waren, es war unfassbar. Auch über unsere Zellenkameraden Murek und Mertens war das Todesurteil verhängt worden.

Ein paar Tage später wurden dann die beiden Mitverurteilten von Hans Buch zu uns in die Tribunalzelle gesperrt. Beide waren zu 25 Jahren verurteilt worden und Hans Buch zum Tod. Die Zahl der Häftlinge in der Tribunalzelle erhöhte sich täglich. Werner Kube kam dazu, Hans Seidenschnur, der Spitzel Werner Israel, der Jugoslawe Mirkovitsch, Wilfried Blawert und viele andere. Es wurde immer enger, man konnte

kaum noch aufstehen. Eines Tages erschien der Kommandant mit einer Liste in der Hand und rief meinen Bruder und mich sowie Hans Kube und seinen Schwager auf. Dann hieß es: „Alle Wäsche und Matratze!“, und ab ging es in eine leere Zelle, es war eine Todeszelle. Die Todeszelle war ein dunkles, eiskaltes, kahles Loch. Die Lampe im Lichtschacht spendete nur spärliches Licht. Wie sollen wir das hier aushalten?

## 3.10 Der schwere Gang in die sogenannten Todeszellen

Im Gefängnis in der Lindenstraße gab es vier Todeszellen. Sie befanden sich im Gefängnishauptgebäude im ersten Obergeschoss. Drei waren zu meiner Zeit in der Regel mit jeweils vier bis sechs zum Tode verurteilten Männern belegt. In der vierten Zelle wurden die zum Tode verurteilten Frauen eingesperrt; diese Zelle war die letzte Zelle, schräg unter der Zelle 62, in der ich vor der Verurteilung inhaftiert gewesen war. Nun waren wir vier, Hans Kube und sein Schwager sowie Herbert und Werner Sperling, die zu Haftstrafen Verurteilten, in die leere Frauen-Todeszelle gesperrt worden. Wie die anderen Todeszellen enthielt auch diese Zelle keine Pritsche oder sonstige Sitzgelegenheit. Die zum Tode Verurteilten mussten auf dem nackten Betonfußboden liegen oder sitzen. Die Fenster der Todeszellen waren doppelt vergittert und fest verschlossen; es gab keine Möglichkeit, sie zu öffnen. Neben der Zellentür befand sich ein gusseiserner Heizkörper, der mit einer Holzverschalung versehen war. Über zahlreiche Bohrungen in den Brettern konnte etwas Wärme in die Zelle gelangen. Die Holzverkleidung ließ sich nicht abmontieren. Belüftet wurde die Zelle mittels eines Wanddurchbruchs über der Zellentür. Dieser Durchbruch maß etwa 12 x 12 Zentimeter und war von der Gangseite her vergittert. Die Tür war eine verstärkte Stahltür mit einer Durchreiche und einem Spion. Neben dem Türschloss befanden sich zwei Riegel, einer oben und einer unten. Diese Riegel wurden zusätzlich mit Vorhängeschlössern gesichert, die Schlüssel dafür besaß

ausschließlich der Kommandant. Ein Schließer oder Wächter konnte deshalb die Tür zu einer Todeszelle nie allein öffnen.

Im Zelleninneren war außerdem eine Vorrichtung für eine Gittertür vorhanden. Ob Gittertüren zur Zeit der Belegung mit Todeskandidaten eingesetzt wurden, konnte ich nicht feststellen. Durch die Klappe in der Zellentür bekamen die Verurteilten ihr Essen gereicht, das aus Brot und Wassersuppe bestand; manchmal gab es wohl auch Tee oder Kaffee. Schüssel, Tasse und Holzlöffel mussten nach dem Essen wieder aus der Zelle herausgegeben werden. Auch uns wurde das Essen nur durch die Klappe gereicht. Die zum Tode verurteilten Menschen durften außer ihrer Kleidung und einer Decke nichts in der Zelle besitzen. Keiner hatte eine Matratze oder einen Strohsack. Wir, die nicht zum Tode Verurteilten, hatten immerhin eine Matratze, die wir auf den nackten Steinfußboden legten. Wie in allen Zellen musste die Notdurft auf einem Kübel verrichtet werden. Toilettenpapier gab es nicht, aber Zellwatte. Der Kübel wurde morgens und abends entleert. Die Hausarbeiter (das waren verurteilte sowjetische Soldaten) mussten die Kübel entleeren, reinigen und mit Chlorwasser befüllen. Unter der strengen Aufsicht von Posten mit Maschinenpistolen mussten die zum Tode verurteilten Menschen die Kübel vor die Zelle stellen und wieder in die Zelle hinein holen. Nur zu diesem Zweck, unter der Aufsicht des Kommandanten, öffneten sich die Türen der Todeszellen!

Auch wir wurden nun ebenso behandelt. So konnten wir erleben, wie die armen Todeskandidaten behandelt wurden. In der oberen Ecke der Türseite befand sich die so genannte Fahne. Das war eine Klappe außerhalb der Zelle, die von der Zelle aus mit der Hand über einen Knopf ausgelöst werden konnte. Man durfte die Fahne nur in Notfällen benutzen. Bei Missbrauch gab es strenge Strafen.

Die Zelle war im oberen Bereich weiß gekalkt, das untere Drittel hatte einen Anstrich von olivgrüner Ölfarbe. Es brannte Tag und Nacht Licht.

Die Glühbirne befand sich in der kleinen Lüftungsöffnung über der Tür. Ich stellte diese Zelle förmlich auf den Kopf, untersuchte den Fußboden und die Wände und wurde fündig. Ich zählte Striche und las Namen; vor uns hatten in dieser Zelle schon zahlreiche Todeskandidaten ausharren müssen. Als ich die Luftöffnung untersuchte, entdeckte ich eine Brotkugel, etwa sechs Zentimeter im Durchmesser. Diese Brotkugel brach ich auf, und zum Vorschein kam die Abschrift eines Gnadengesuchs. Es war eine karierte DIN A5-Seite, mit Kopierstift beschrieben. Die Verfasserin des Gnadengesuchs war Frau Charlotte Köhler, die Frau von Oberbürgermeister Erwin Köhler aus Potsdam. Das Gnadengesuch war am 3. Dezember 1950 geschrieben worden. Die „Gruppe Köhler“ wurde am 2. Dezember 1950 verurteilt. Neben dem Text des Gnadengesuchs standen auch die Adressen von vier weiteren zum Tode verurteilten Frauen aus Dresden und Leipzig auf dem Stückchen Papier. Nachdem wir alle den Text studiert hatten, bestanden meine Zellengefährten und auch mein Bruder darauf, dass ich diesen Zettel vernichten sollte. Doch ich hörte nicht auf ihren Rat und versteckte das Papier in der Zunge meiner Bundschuhe. Als wir auf Transport nach Russland gingen, wurden wir im Gefängnis in Berlin-Lichtenberg intensiv gefilzt, und dabei fanden sie diesen Zettel. Nackt, wie ich war, musste ich mit den Posten in den Waschraum gehen, dort wurde ich mit einer Koppel furchtbar verprügelt. Die Namen auf dem Zettel blieben mir noch lange Zeit im Gedächtnis.

Wenn die Kapazität der vier Todeszellen in der Lindenstraße nicht ausreichte, wurden auch die Einzelzellen im Erdgeschoss mit zum Tode Verurteilten belegt; das erfuhren wir über den „Nachrichtendienst“ der bereits verurteilten Frauen, die die Gänge reinigten. Durch sie konnten wir viel in Erfahrung bringen. Die zum Tode Verurteilten lagen maximal zwei bis drei Wochen in den Todeszellen. Danach wurden sie abtransportiert, immer sehr früh am Morgen zwischen drei und fünf Uhr. Es ging nicht immer geräuschlos vonstatten. Frauen und Männer

weinten und wehrten sich. Manche wurden mit Gewalt weggeschleppt.

## 3.11 Haftkameraden aus Zelle 62, die zum Tod verurteilt wurden

Die Todesstrafe wurde im sowjetischen Strafrecht durch ein Dekret des Präsidiums des Obersten Sowjets am 25. Mai 1947 abgeschafft, jedoch am 12. Januar 1950 für politische Delikte wieder eingeführt und galt auch für die Sowjetischen Militärtribunale (SMT). Aus Gründen des sogenannten präventiven Terrors und für „antisowjetische Hetze“ wurde die Todesstrafe nicht nur über Erwachsene, sondern auch über Kinder ab zwölf Jahren verhängt (Stalin-Gesetz vom 7. April 1935). Mir ist bekannt, dass auch in Deutschland ein 14-Jähriger unter dem Vorwurf der „Zugehörigkeit zu einer Werwolfgruppe“ von einem SMT zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. In der Zeit von 1947 bis 1950 wurden in den sowjetischen Städten Workuta, Wologda und Irkutsk deutsche Bürger erschossen.

In Workuta wurden laut Zeugenaussagen folgende deutsche Männer erschossen: General K. O. Herzog und Generalmajor von Dewitz-Krebs 1948 sowie Generalmajor H. Duzmann und Generalleutnant O. F. von Ginkel am 17. Februar 1949. Offiziell gab es doch zu dieser Zeit keine Todesstrafe mehr. Der Oberstleutnant Gerhard Schirmer stand auch immer mit einem Bein in der Todeszelle. Er bekam verschärfte Haft und wurde 1953, nach den Streik und Lageraufstand, ins Sonderlager 27 (strenges Regime) gebracht.

Gegen Günther Murek wurde die Todesstrafe wegen „Spionage“ und „Antisowjethetze“ verhängt. Er war 37 Jahre alt und arbeitete bis zu seiner Verhaftung als kaufmännischer Angestellter und

Abteilungsleiter beim VEAB[10] in Potsdam. Während des Zweiten Weltkrieges war er Leutnant und wurde mit dem EK 1 (Eisernes Kreuz) ausgezeichnet. 1945 kam er in russische Kriegsgefangenschaft, aus der er erst im Dezember 1949 entlassen wurde. Er sprach gut Russisch und Englisch und verfügte über gute Lateinkenntnisse. Während der Kriegsgefangenschaft wollte ihn der sowjetische Geheimdienst als Spitzel gewinnen, was er jedoch ablehnte. Er fiel bei den Russen in Ungnade; deshalb auch die lange Kriegsgefangenschaft. Nach seiner Entlassung und Heimkehr in die DDR war er längere Zeit arbeitslos. Er schloss sich der Widerstandsgruppe „Schubert“ in Guben an und versorgte seinen Verbindungsmann Wolfgang Schubert mit Informationen über die Rote Armee in Deutschland. Er hat außerdem noch drei weitere Gubener Männer als „Spione“ gewinnen können. Diese Männer, z.B. Walter Mai aus Guben, wurden auch verhaftet und zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt.

Als er bei der VEAB in Potsdam beschäftigt war, hat Günther Murek auch an russische Einheiten Obst und Gemüse geliefert. Er hat bei den Lieferungen nicht nur die Unterschriften und Anschriften verlangt, sondern wollte auch die Feldpostnummern der Einheiten haben. Dadurch erweckte er Misstrauen und geriet ins Visier der russischen Geheimpolizei. Diese erkundigte sich bei der VEAB und erhielt die Antwort: „Nein, die wird von uns nicht verlangt.“ Die meisten Frauen und Männer der „Gruppe Schubert“ wurden am 3. August 1950 in und um Guben festgenommen. Zwei Tage später, am 5. August 1950, wurde Günther Murek festgenommen und in das sowjetische Geheimdienstgefängnis in der Potsdamer Lindenstraße gebracht. Er wurde gefoltert und gedemütigt. Unter den grausamen Verhörmethoden gab er auch seinen besten Freund Paul Mrutzek als

10 VEAB=Volkseigener Erfassungs- und Aufkaufbetrieb; kaufte Obst, Gemüse und tierische Produkte von Privatpersonen (d. L.)

Mitwisser preis. Paul Mrutzek wurde ebenfalls verhaftet und wegen „Mitwisserschaft“ zu 15 Jahren Arbeitslager verurteilt, von denen er fünf Jahre im GULag verbüßte. Kurze Zeit nach der Entlassung im Jahre 1955 verstarb Paul Mrutzek in Guben.

Als Günther Murek in der Lindenstraße von der Verhaftung seines besten Freundes Paul Mrutzek erfuhr, machte er sich große Vorwürfe. Er sagte wortwörtlich: „Sie sollen mich erschießen, aber meinen unschuldigen Freund frei lassen.“ Paul Mrutzek wurde als Mitwisser verurteilt. Mit Günther Murek saß ich mehr als vier Monate in einer Zelle. In dieser Zeit war er für mich ein väterlicher Freund. Wenn ich einen Moralischen oder Heimweh hatte, richtete er mich immer wieder auf und sprach mir Mut zu. „Du wirst mit Sicherheit irgendwann wieder frei kommen, dann musst du allen erzählen, was wir hier durchmachen mussten.“ Er bestand darauf, dass ich die Adressen unserer Haftkameraden auswendig lernte, um irgendwann einmal die Angehörigen benachrichtigen zu können. Das zu tun, musste ich ihm versprechen, und ich hielt dieses Versprechen auch ein. Ich habe ihm viel zu verdanken.

Das Tribunal gegen die „Schubert-Gruppe“ (Hauptgruppe) fand vom 29. März bis zum 4. April 1951 statt. Am 4. April 1951 wurde Günther Murek im Gefängnis in der Lindenstraße vom Sowjetischen Militärtribunal 48240 wegen „Spionage, illegaler Gruppenbildung und Antisowjethetze“ zusammen mit Wolfgang Schubert, dessen Eltern Anna und Gerhard Schubert, Pfarrer Reinhard Gnettner, Studienrat Paul Heymann, Erna und Herbert Laenger, Wolfgang Mertens, Erich Schulz und Regierungsinspektor Otto Stichling zum Tod durch Erschießen verurteilt. Die Todesurteile wurden am 27. Juni 1951 im Butyrka-Gefängnis in Moskau vollstreckt. 44 Jahre später wurden alle rehabilitiert.

Hans Buch, genannt HaBu, geboren am 23. Dezember 1923, war Fotoreporter und Pressevertreter der AFP (Agence France Presse).

1942 wurde er eingezogen. 1944 wurde er durch einen Steckschuss in die Hüfte schwer verwundet und war deshalb bis zum Kriegsende von der Wehrmacht freigestellt. Er sprach, soweit ich das beurteilen konnte, recht gut Französisch. Politisch war er eher kommunistisch orientiert und Mitglied der SED. Im Oktober 1950 verhafteten ihn deutsche Polizisten in Großenhain und übergaben ihn dann an die Russen; angeblich soll er einen Freund mit dem Hitlergruß begrüßt haben. „Spionage für den französischen Geheimdienst“ unterstellten ihm die Vernehmungsoffiziere erst in der Lindenstraße. Während seiner Verhöre musste er stundenlang vor dem Hocker stehen, wurde mit einem Lineal ins Gesicht und auf den Kopf geschlagen. Die Dolmetscherin spuckte ihm ins Gesicht und ohrfeigte ihn. HaBu hatte immer große Angst vor den Verhören. Da er eine rege Phantasie besaß, erfand er aus Angst irgendwelche Dinge, um den Schlägen zu entgehen. In seiner großen Angst sagte er aus, dass seine beiden Schwäger auch „Spione“ wären. Der eine, Hans Kube, war von Beruf Melker in einer LPG. Der andere Schwager hieß ebenfalls Hans, seinen Nachnamen habe ich leider vergessen. Dieser Hans war im Krieg schwer verwundet und beinamputiert worden und überhaupt sehr krank. Beide Schwäger wurden zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt. Nach meiner Verurteilung war ich mit beiden wegen Platzmangels einige Tage in einer Todeszelle eingesperrt. Hans Buch wurde im Juni 1951 vom Militärtribunal 48240 zum Tod durch Erschießen verurteilt. Das Urteil wurde am 1. Oktober 1951 in der Butyrka in Moskau vollstreckt. Am 15. Februar 1999 wurde er rehabilitiert.

Hans Tauber, geboren am 23. Oktober 1916, war Tenorbuffo am Theater in Cottbus. Am 13. Juni 1950 wurde er im Cottbuser Theater fristlos entlassen. Er hatte Kontakt zur KgU in West-Berlin und soll außerdem für die CIA Informationen gesammelt haben. Im Herbst 1950 wurde er durch die Volkspolizei verhaftet und Mitte Dezember 1950 befand er sich als dritter Mann in der Zelle 62 des sowjetischen Geheimdienst-Gefängnisses „Lindenstraße“ in Potsdam. Nach meinen

Informationen wurde Hans Tauber Ende Mai 1950 zum Tod durch Erschießen verurteilt. Im Anschluss an seine Verurteilung sperrten sie ihn in der Todeszelle ein, die unter der Zelle 62 lag. Ich hatte zu dieser Zeit durch Klopfen Kontakt zu ihm. Über sein weiteres Schicksal, ob er erschossen oder begnadigt wurde, konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Nach meiner Haftentlassung konnte ich auch über seine Privatadresse keine Spur von ihm finden; die Nachbarn wollten keine Auskunft geben. Auch meine Bemühungen über das Cottbuser Theater brachten keine Aufklärung (Brief von Herrn Archivar Liebrecht). Angeblich soll Hans Tauber nach 1955 an der Ostsee gesehen worden sein, was ich nicht glaube. Hans Taubers Freund, der Student Hans Seidenschnur, geboren 1927 in Wernigerode/Harz, wurde zusammen mit Hans Tauber zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt und 1955 aus Workuta entlassen. Hans Seidenschnur flüchtete nach West-Berlin und wohnte später in Dortmund, wo er 1973 verstarb. Seine Familie lebt heute noch in Dortmund.

Richard Wildner, geboren am 14. Juni 1928, wurde Mitte März 1951 in unsere Zelle verlegt. Er ging als Freiwilliger zur Waffen-SS und kam am Kriegsende in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Wegen „Militärspionage für den amerikanischen Geheimdienst“ wurde er am 4. Februar 1951 von der Volkspolizei verhaftet. Er wurde zuerst in der Potsdamer Bauhofstraße inhaftiert, dann an die Russen übergeben und in das Gefängnis Lindenstraße geschafft. Nach kurzer Einzelhaft wurde er zu uns in die Vier-Mann-Zelle 62 verlegt. Richard Wildner war ein recht lustiger Mensch. Er konnte mit der Nase Gitarrenmusik nachahmen. Wenn er auf diese Weise musizierte, rissen die Schließer die Zellentür auf und riefen den Kommandanten herbei. „Wo Gitarre?!“, und Richard antwortete: „In Nase“. Sofort wurde Richards Nase und auch die Zelle gründlich durchsucht, natürlich ohne Ergebnis. Richard Wildner war vom Typ her ein Einzelgänger. Über sich selbst sprach er wenig. Er musste brutale Vernehmungen erdulden. Nach den Verhören sprach er manchmal tagelang kein Wort. In Workuta erfuhr

ich durch die Neuzugänge aus Potsdam, dass Richard Wildner am 21. Juni 1951 zum Tode durch Erschießen verurteilt worden war. Das Urteil wurde am 11. September 1951 in der Butyrka in Moskau vollstreckt. 1999 wurde Richard Wildner rehabilitiert.

Wilfredo Blawert von Girsberg war der jüngste Todeskandidat, den ich persönlich kennen lernte, ein 17-jähriger Gymnasiast aus Templin. Er wurde am 15. Dezember 1950 verhaftet, über die Bauhofstraße in die Lindenstraße geschafft und zum Tod durch Erschießen verurteilt. Wegen „Jugendlichkeit“ - das war einmalig - wurde er noch in Potsdam zu 3 x 25 Jahren Zwangsarbeit begnadigt. Der heutige Prof. Dr. med. verbüßte seine Strafe in Bautzen und in der Festung Torgau. Er kam 1956 frei.

Mit folgenden Kameraden, die zum Tode verurteilt wurden, hatte ich durch Klopfen Kontakt: Manfred Krause aus Eberswalde, Todesurteil am 10. April 1951, und Paul Sieg, Landwirt aus Kerkow, Todesurteil am 18. April 1951.

Die Todeskandidaten erhielten im Anschluss an die Urteilsverkündung in den Todeszellen Papier und Kopierbleistift, damit sie ein Gnadengesuch aufsetzen konnten. Das Papier stammte aus einem Schreibheft und war nicht größer als eine DIN A5-Seite. Soweit mir bekannt ist, stellten alle zum Tod Verurteilten ein Gnadengesuch.

Ich erinnere mich, dass ein Kamerad voller Verzweiflung klopfend anfragte, was er schreiben sollte. Er war so verzweifelt und hilflos und konnte mit seiner Situation allein nicht fertig werden. Wir halfen, so gut wir konnten. Günther Murek diktierte den Text, und ich klopfte ihn durch. Ich erinnere noch, dass wir ihm rieten, auf keinen Fall niederzuschreiben, dass er aus finanziellen Gründen spioniert hätte; das würden die Russen als Begnadigungsgrund nicht akzeptieren. Wie fast alle zum Tod Verurteilten wurde wohl auch er „klopfende Kamerad“ nicht begnadigt.

## 4. Sowjetisches Gefängnispersonal in der Lindenstraße in Potsdam

Der Gefängnischef oder Kommandant trug den Spitznamen „Itzig“ und war ein kleiner, dicker Offizier, immer elegant gekleidet. Seine Schulterstücke waren mit vier Sternen (Hauptmann) versehen. Er war etwa 40 Jahre alt und sprach gut Deutsch. Wir haben ihn als groben, sadistischen Menschen erlebt, der gern mit dem großen Zellenschlüssel auf die Köpfe der Häftlinge schlug und für jede Kleinigkeit Hausstrafen wie Karzer, Wasserkarzer und Essensentzug verhängte.

„Schweinebacke“ war ein dummer und fetter Sergeant (Feldwebel), etwa 35 Jahre alt. Er trug oft Filzstiefel; wenn er durch die Gänge schlich, konnte man ihn nicht hören. Er hatte keinen Kontakt zu uns Häftlingen.

„Schweinescheiße“, ein Starschina (Hauptfeldwebel), war ein Asiate, vermutlich ein Mongole, mit erschreckenden Gesichtszügen. Er war ein brutaler Schläger und durchsuchte die Neuzugänge in grausamer Weise. Er trug häufig Filzstiefel, in denen er auf den Gefängniskorridoren umher schlich, darauf spezialisiert, die „Klopfer“ zu erwischen. Vor „Schweinescheiße“ fürchteten wir uns alle. Wenn er Dienst hatte, waren wir besonders vorsichtig.

„Der Sanfte“ oder auch „der Moskauer“ wurde ein etwa 35 Jahre alter Sergeant genannt. Er trug die hellblauen Schulterstücke der Luftwaffe und stammte vermutlich aus Moskau. Er war ein gebildeter Mensch und im Vergleich zu den anderen human. Manchmal reichte er eine Zigarette in die Zelle hinein. Wenn er das Essen austeilte, erhielten wir gelegentlich einen Nachschlag. Er wusste, dass ich Russisch lernte und erkundigte sich manchmal nach meinen Fortschritten. Wenn ich dann

einige Brocken Russisch sprach, meinte er, ich sei gut. Er sprach wenig Deutsch. Trotz der Umstände fand ich ihn irgendwie sympathisch.

„Tatjana“ war ein böses „Flintenweib“ im Range einer Sergeantin, eine richtige Hexe. Sie war ungefähr 30 Jahre alt, kalt und unnahbar und blickte immer finster. Sie trug stets Rock und Stiefel. Fragen beantwortete sie nie. Überhaupt mied sie den Kontakt zu uns.

„Lody“ trug immer Filzstiefel und konnte deshalb ausgesprochen gut schleichen. Er schob den Spion stets so leise auf, dass wir es kaum merkten. Er erwischte mich einige Male beim Klopfen, holte dann den Kommandanten, und ich wurde bestraft. Für ihn waren alle Häftlinge Schwerverbrecher und Klassenfeinde. Es war vollkommen aussichtslos, von „Lody“ zum Beispiel eine Nadel zum Knopfannähen, ein Stückchen Toilettenpapier oder einen Klecks Vaseline zu bekommen. Mein Zellenkamerad Hans Buch hätte seine Narben, die von Kriegsverletzungen herrührten, mit Vaseline geschmeidig halten müssen.

„Zirkuspferd“ nannten wir einen höchstens 20 Jahre alten „Schlepper“, der uns zu den Verhören brachte und wieder abholte und uns dabei nur selten Handschellen anlegte. Er sprach ein bisschen Deutsch und war ein eher freundlicher Typ. Während der Transporte rannte er immer voraus, und der Häftling musste hinterher rennen.

Es gab auch noch einen älteren, brutalen „Schlepper“, den ich aber glücklicherweise nie zu Gesicht bekam. Eine Schließer-Schicht dauerte zwölf Stunden, danach trat die andere Mannschaft in Aktion.

Zu meiner Zeit befanden sich schätzungsweise 500 Häftlinge im Gefängnis. Sämtliche Zellen der drei unteren Gefängnisetagen waren ständig belegt, die Zellen der vierten Etage nur zum Teil. Für jede Etage war ein Schließer zuständig. Der Kommandant hielt sich zumeist nur nachmittags im Zellenhaus auf.

Die Zellen 1 bis 5 im Erdgeschoss waren Einzelzellen. In der Regel wurden die Häftlinge nach ihrer Einlieferung in die Lindenstraße nur ein oder zwei Tage darin eingesperrt und im Anschluss an den Haftprüfungstermin dann in eine Gemeinschaftszelle verlegt. In den Gemeinschaftszellen nahm eine Holzpritsche die gesamte Breite der Zelle ein. Auf dieser Holzpritsche hatten vier Personen Platz zum Schlafen. Wenn die Zelle mit sechs Personen belegt war, mussten zwei auf dem Fußboden schlafen.

# 5. Mein Transport mit den Todeskandidaten Anfang Mai 1951 von Berlin in die Sowjetunion

## 5.1 Zwischenstation: Brest

Es muss Anfang Mai 1951 gewesen sein, als wir in aller Herrgottsfrühe vernahmen, wie die Nachbarzellen aufgeschlossen wurden. Ich legte mich an die Zellentür, um zu horchen. Die Todeskandidaten wurden einzeln aufgerufen, danach hörte ich das Klicken der Fesseln. Einer sagte so laut, dass wir es verstehen konnten „Ich will keinen Sack über den Kopf, ich will sehen, wohin ich gebracht werde!“ Danach hörte ich, wie sie ihn mit Gewalt wegschafften. Wie wir erfahren hatten, wurden die Todeskandidaten stets in einem als Brotwagen getarnten Gefängniswagen, in dem sich Einzelzellen befanden, aus der Lindenstraße weggebracht. An diesem Tag Anfang Mai 1951 wurde etwas später auch ich aus der Zelle geholt und in dieses Auto verfrachtet, in dem sich bereits mein Bruder und seine Braut sowie zwei Posten mit Maschinenpistolen auf einer nur etwa einen Quadratmeter großen Fläche befanden. Aus den Einzelzellen drang kein Laut. Ich hustete mehrmals, um auf mich aufmerksam zu machen, doch nichts geschah, nur der Posten signalisierte: „Ruhe!“

Die Fahrt ging nach Berlin-Lichtenberg. Das erfuhr ich aber erst viel später, als ich dort in einer Gemeinschaftszelle eingesperrt war. Mein Bruder, seine Braut und ich mussten zuerst aus diesem Fahrzeug aussteigen, unter dem Arm unser Bündel, bestehend aus Decke, Schüssel, Tasse und Löffel. Uns wurde befohlen, kein Wort zu sprechen und uns nicht umzudrehen. Mit dem Gesicht zur Wand und scharf bewacht mussten wir auf dem Gefängnishof stehen bleiben und warten. Dann wurden unsere zum Tode verurteilten Kameradinnen und Kameraden ausgeladen, einer nach dem anderen. Heimlich gelang es mir, zu ihnen hinüber zu sehen. Ihre Arme waren mit Handschellen auf dem Rücken gefesselt und über den Kopf war ihnen ein olivgrüner Leinensack gestülpt. Manche hatten Fußfesseln. Jeweils zwei Posten, einer rechts, der andere links, hielten die armen Menschen an den Oberarmen fest und führten sie in das Gefängnis hinein. Sie trugen keine Bündel bei sich. Wohin sie gebracht wurden, in welche Etage des Lichtenberger Gefängnisses, konnte ich weder beobachten noch später in Erfahrung bringen. Als sie Günther Murek vorbei führten, zitterte ich am ganzen Körper. Ich hatte ihn an seiner Anzughose und an seinen heruntergetretenen schwarzen Halbschuhen erkannt. Ob er auch mich an meinem Husten erkennen konnte, weiß ich nicht, jedenfalls zeigte er keinerlei Reaktion.

Als alle Todeskandidaten aus dem Fahrzeug ausgeladen waren, wurden auch wir in das Gebäude geschafft und mein Bruder und ich in eine Tribunalzelle im ersten Obergeschoss gesperrt, die schon mit Männern aus Weimar und Halle belegt war. Täglich kamen weitere Häftlinge dazu. Sechs Tage später, als diese Zelle mit etwa 25 Personen vollkommen überbelegt war, ging es wieder auf Transport. Gut getarnt in einer „Grünen Minna“ wurden wir zum Schlesischen Bahnhof gekarrt. Aber vorher wurden wir intensiv gefilzt, und ich hatte das Pech, dass sie den Kassiber von Charlotte Köhler fanden und mich deshalb furchtbar verprügelten. Auch die Todeskandidaten gingen mit auf Transport; auf dem Schlesischen Bahnhof (Ostbahnhof) wurden sie

zuerst aus den Zellen der „Grünen Minna“ herausgeholt. Ein Begnadigter erzählte mir später, dass alle Todeskandidaten in einem speziellen Waggon in kleine Einzelzellen verfrachtet wurden. Wir, die „nur“ zu Haftstrafen Verurteilten, kamen in einen anderen Eisenbahnwaggon mit Acht-Personen-Zellen, der als Postwagen getarnt war. Wir erhielten Verpflegung für zwei Tage, und dann ging es ab gen Osten. Ich saß an einer Außenwand, und obwohl der Waggon als Postwagen verkleidet war, fand ich einen klitzekleinen Schlitz, durch den ich hinausspähen konnte. Als der Zug in Brest hielt, wurden wieder zuerst die Todeskandidaten ausgeladen. Es dauerte unendlich lange. Eskortiert von jeweils zwei Soldaten, mit Handschellen und einem Sack über dem Kopf, wie ich es schon in BerlinLichtenberg beobachtet hatte, mussten sie im Laufschritt bis zu einem geschlossenen Kastenwagen traben. Ich konnte nicht erkennen, wer gerade verfrachtet wurde; auch Günther Murek konnte ich nicht entdecken.

In Brest wurden wir nach dem bekannten „Filzen“ wiederum in eine Sammelzelle gesperrt. Hier sprachen die Posten kein Wort Deutsch. Zweimal am Tage wurden wir gezählt, und die Namen wurden immer wieder geprüft. Als man uns am zweiten Tag in Brest zum Duschen führte, fragte ich einen russischen Hausarbeiter, ob noch weitere Deutsche angekommen wären. Er sagte, dass zahlreiche Todeskandidaten im Keller untergebracht wären; sie dürften auch duschen und die Wäsche wechseln. Um etwas in Erfahrung zu bringen, meldete ich mich freiwillig zum Flurputzen, aber vergeblich. Zum Putzen wurden nur Frauen eingesetzt. Auch Klopfkontakte waren in diesem Gefängnis unmöglich, da unsere Zellennachbarn nichts verstanden; sie waren keine Deutschen.

## 5.2. Weiterfahrt der Todeskandidaten von Brest nach Moskau in das Butyrka-Gefängnis

Die Todeskandidaten wurden ein paar Tage später von Brest direkt nach Moskau geschafft und dort in das berüchtigte Butyrka-Gefängnis gesperrt, in den Todestrakt. Der Todestrakt bestand aus Gemeinschaftszellen im Kellergeschoss und Einzelzellen im Erdgeschoss.

Günther Herzog erzählte mir seine Geschichte: Er, Ludwig Huf, Friedrich Steil und Günther Böhmer waren am 2. Februar 1952 in Berlin-Lichtenberg zum Tod durch Erschießen verurteilt und danach in Einzelzellen gesperrt worden. Er konnte das Urteil zuerst überhaupt nicht realisieren; erst nach und nach wurde ihm bewusst, dass er zum Tode verurteilt worden war. Er blieb auch während des Transports nach Brest und nach Moskau sowie in der Butyrka immer in Einzelhaft. In der Butyrka saß er in einer Einzelzelle im Erdgeschoss. Meine Frage, ob er in der Untersuchungshaft und nach der Verurteilung physisch misshandelt oder gefoltert worden sei, verneinte er. Wochenlang musste er allein mit sich zurechtkommen, die einzigen Ereignisse waren Essen, „Kübeln“ und Schlafen. Dieses entsetzliche Warten machte ihn seelisch vollkommen fertig. Er sagte, dass er unentwegt an seine Familie und an die Freiheit denken musste. Jedes Geräusch ließ ihn aufschrecken und denken: „Bin ich nun an der Reihe? Werde ich jetzt erschossen?“ Einzig die Hoffnung auf eine Begnadigung bewahrte ihn davor, den Verstand zu verlieren. Ende April 1952 wurde er tatsächlich begnadigt und seine Todesstrafe in 25 Jahre Zwangsarbeitslager umgewandelt. Günther Herzog verbüßte seine „Strafe“ in Workuta.

Erich Zahn gehört ebenfalls zu den sehr wenigen Begnadigten. Er kam als Einzeltransport zu uns ins Lager Wologda. Er erzählte nur, dass er begnadigt worden sei und sagte sonst weiter nichts. Erich Zahn verbüßte die Haft in Workuta, aber ich weiß nicht, in welchen

Schächten. Im Entlassungslager Tapiau traf ich ihn erneut, wir gehörten dort einer Sportgruppe an. Erich Zahn war Anfang 1951 in Halle, im „Roten Ochsen“, verurteilt worden.

Ein weiterer Begnadigter erzählte: „Ich saß in einer Mehrpersonenzelle im Kellergeschoss der Butyrka. Diese Zelle befand sich in einem furchtbaren Zustand, war voller Dreck und Ungeziefer. Das Essen war schlecht. Die Erschießungen fanden zumeist kurz nach Mitternacht statt. Wie viele Menschen in einer Nacht hingerichtet wurden, konnten wir am dumpfen Knallen der Schüsse hören.“

Der Henker des zentralen sowjetischen Geheimdienstgefängnisses „Butyrka“ in Moskau hieß Wassilie Tschikanov. Wenn der mit den Exekutionen betraute Wassilij Blochin die Ablehnung eines Gnadengesuches verlesen hatte, wurde das Urteil sofort vollstreckt - durch Genickschuss in einer dafür hergerichteten, weiß gefliesten Zelle im Kellergeschoss. Diese Zelle hatte zwei Türen und in der Mitte eine Wand, die so hoch war, dass der Kopf frei blieb. Vor diese Wand wurden die Menschen gestellt und erschossen. Für jeden Genickschuss soll der Henker eine Prämie erhalten haben.

Es gab im Keller noch eine zweite Hinrichtungszelle. In der Mitte der Zelle stand ein eiserner runder Käfig. Dort wurden die Todeskandidaten mit verbundenen Augen eingesperrt und angekettet. Danach wurde die Ablehnung des Gnadengesuches vorgelesen. Der Henker stand bereit und schoss sofort den Delinquenten durch Nahschuss in den Hinterkopf. Das Protokoll darüber wurde immer von drei Personen unterschrieben, die bei der Hinrichtung dabei waren; vom Staatsanwalt, einem Beisitzer und dem Urteilsvollstrecker. Eine Unterschrift ist in allen Hinrichtungsprotokollen die gleiche – die von Blochin. Er vollstreckte die Todesurteile nicht eigenhändig, dafür hatte er seinen Henker. Blochin wurde von Stalin für seine außerordentlichen Verdienste und

Leistungen zum General befördert. Nach Stalins Tod 1953 wurde er arbeitslos, versank im Suff und starb 1955.

Noch in der selben Nacht wurden die Leichen der Hingerichteten zum Donskoje-Friedhof gefahren und dort im Krematorium von Geheimdienstmitarbeitern in geheimer Mission verbrannt. Die Asche wurde in Eimer gefüllt und neben dem Krematorium in Massengräbern auf dem Friedhofsabschnitt 3 verscharrt (Quelle: Ex-KGB-Offizier G. Petrowitsch G., Moskau). Auch im Zentralgefängnis in Workuta sind Hinrichtungen von nachträglich zum Tode Verurteilten vorgenommen worden. Kameraden, die in diesem „Bur“ genannten Gefängnisloch inhaftiert waren, haben mir später davon berichtet. Es soll sich bei den Erschossenen um SS-Angehörige und hohe Wehrmachtsoffiziere gehandelt haben.

Warum haben die zum Tode verurteilten Menschen in den Gefängnissen und auf den Transporten alles so geduldig und schweigsam ertragen? Sie alle hatten nach der Verurteilung die Möglichkeit bekommen, Gnadengesuche zu schreiben, und man hatte ihnen versprochen, dass sie ganz gewiss in Moskau begnadigt würden. Das war eine glatte Lüge! Man wollte diese armen Menschen nur ruhigstellen. Mir ist bekannt, dass die Ablehnungen der Gnadengesuche oft schon viele Tage vor der Erschießung eingegangen waren, aber aus taktischen Gründen den Verurteilten zu diesem Zeitpunkt nicht mitgeteilt wurden. Nachts wurde der Todeskandidat aus der Zelle geholt, man legte ihm Handschellen an und teilte ihm mit „Das Gnadengesuch ist abgelehnt!“ Unmittelbar danach führte man diese Menschen zur Hinrichtungsstätte, wo der tausendfache Mörder schon wartete. Der Scharfrichter schoss mit einer 9 mm kalibrigen Pistole aus nächster Nähe in den Hinterkopf. Der Leichnam wurde für den Abtransport in einen Nebenraum gezerrt und die Erschießung ging weiter. Manchmal bis zu 30 Hinrichtungen pro Nacht. Die Leichen

wurden mit Kleidung von den KGB-Schergen verbrannt. Auch die Einäscherung sollte geheim bleiben.

*Nachtrag:*

1995 besuchte ich gemeinsam mit einem hohen Ex-Offizier des KGB den Donskoje-Friedhof in Moskau. Dieser inzwischen pensionierte Offizier, der älter ist als ich, erzählte mir vieles, was ich bis dahin nicht wusste. Wo und wie ich diesen Generalmajor kennen lernte, lässt sich hier nicht dokumentieren. Spontan schenkte er mir seine getragene Uniform mit zwei großen Sternen auf den Schulterklappen. Diese Uniform hängt nun in einem Schrank in meinem Keller und erinnert mich an all die unschuldig hingerichteten Frauen und Männer. Mit Tränen in den Augen sagte er auf dem Donskoje-Friedhof zu mir: „Werner, diese Menschen sind zu Unrecht hingerichtet worden." Sein Schwiegervater, ein hoher Militär, soll ebenfalls in der Butyrka erschossen worden sein. Ich schäme mich nicht zu sagen, dass ich ebenfalls geweint habe. Ohne ein weiteres Wort sprechen zu können, verließen wir danach diesen Ort des Grauens; jeder hing seinen Gedanken an die eigenen Erlebnisse und die furchtbaren Ereignisse nach. Für viele der in Moskau erschossenen Frauen und Männer endete das Leben, obwohl sie keinerlei Verbrechen begangen hatten und sich stattdessen für Demokratie und Freiheit eingesetzt hatten. Sie wurden ermordet, weil sie nicht auf der Seite der kommunistischen Diktatur gestanden hatten.

## 5.3 Über die Widerstandgruppe „Weindok" aus Borna

Das Buch „Erschossen in Moskau ..." vom METROPOL-Verlag nennt 1.112 deutsche Opfer des Stalinismus, deren Asche in den Jahren 1950 bis 1953 auf dem Moskauer Donskoje-Friedhof verscharrt wurde. Unter den Hingerichteten befanden sich auch Männer und Frauen der Widerstandsgruppe „Weindok" aus Borna und Espenhain, die am 22. Februar 1952 durch Genickschuss im Butyrka-Gefängnis ermordet

wurden. Die Mitglieder der Widerstandsgruppe hatten Kontakte zur KgU (Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit) in West-Berlin. In Flugblattaktionen und offen kritisierten auch sie die Missstände in Wirtschaft und Politik. Für westliche Geheimdienste (CIA) sammelten sie Informationen über die Rote Armee und über die Volkspolizei. Sie beobachteten sowjetische Fahrzeuge, schrieben die Kennzeichen der Kraftfahrzeuge und Panzer auf, sammelten alles über das Militärversuchsgelände in Borna und den SAG-Betrieb Kombinat Espenhain und übergaben diese Informationen dem amerikanischen Geheimdienst CIA in West-Berlin. Sie agierten und spionierten aus Idealismus. Diese Widerstandsgruppe bestand seit Anfang 1950 und geriet natürlich in das Visier der Stasispitzel. Unter den Decknamen „Hans Meier“, „Marion“ und „Bärbel“ verbargen sich die Denunzianten, die die Objekt-Dienststelle der Stasi im Werk Espenhain und die Kreis-Dienststelle (KD) in Borna informierten. Die Aktivitäten der KD der Stasi in Borna gegen die Gruppe „Weindok“ lassen sich leider nur noch über die Berichte in der Bezirksverwaltung (BVfS) Leipzig, Dittrichring 25, nachweisen. Anfang Dezember 1989 wurden alle Akten der KD Borna auf dem ehemaligen Kasernengelände zwischen Borna und Altenburg verbrannt. Im Oktober 1950 setzte die Verhaftungswelle durch den Staatssicherheitsdienst gegenüber den Mitgliedern der Gruppe „Weindok“ ein. Die Frauen und Männer wurden nach der Stasi-Haft dem sowjetischen Geheimdienst MGB (früher GPU) übergeben. Da das „Spionage-Netz“ der Gruppe „Weindok“ über die gesamte DDR verbreitet war, wurden alle Verhafteten zur Verurteilung nach BerlinLichtenberg gebracht.

Wie viele Personen insgesamt verhaftet und verurteilt wurden, konnte von mir nicht in Erfahrung gebracht werden. In Workuta habe ich 1952 nur einen Mann aus der Widerstandsgruppe „Weindok“ getroffen, der zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt war wie ich. Da er aus Borna war (er war Bäckermeister), habe ich mich für diese Gruppe interessiert. Durch die CIA in West-Berlin hatte ich schon 1950 bei meinen eigenen

Kontakten erfahren, dass auch im Werk Espenhain Widerstand geleistet würde. Ich hatte allerdings zu dieser Gruppe persönlich keinen Kontakt.

Über die Frauen und Männer, die am 22. Februar 1952 in Moskau erschossen wurden, gibt es im genannten Totenbuch „Erschossen in Moskau ...“[11] Informationen. Daraus die nachfolgenden Auszüge:

Alfons Weimann. Schlosser, geb. 9.6.1921 in Neuhammer/Krs. Sprottau/Schlesien, hingerichtet 22.2.1952 in Moskau. Zuletzt wohnte er in Borna/Sachsen. Weimann stammte aus einer Arbeiterfamilie, war verheiratet und hatte eine Tochter. Von 1938 bis 1945 diente er als Oberfeldwebel in der Wehrmacht, auch an der Ostfront, und erhielt u. a. das EK I. Von Mai 1945 bis November 1946 befand er sich in Kriegsgefangenschaft in der Tschechoslowakei. Weimann arbeitete als Schlosser bei der SAG Espenhain bzw. als Lokheizer. Er wurde am 3.9.1951 im Gasthof Bubendorf bei Dornburg als mutmaßliches Mitglied einer Widerstandsgruppe um Richard Kaufmann und Walter Pienkoss verhaftet. Weimann soll durch seine Frau Gertraud Weimann angeworben worden sein und seit Mai 1950 Informationen über ein Militärversuchsgelände in Borna und das Kombinat Espenhain sowie Kennzeichen von KfZ und Panzern an westliche Geheimdienste geliefert haben. Seine Ehefrau Gertraud Weimann wurde in einem Tribunalverfahren ebenfalls zum Tode verurteilt. Das SMT Nr. 48240 verurteilte Weimann zusammen mit Richard Kaufmann am 27.11.1951 in Berlin-Lichtenberg wegen Spionage zum Tode durch Erschießen. Das Präsidium des Obersten Sowjets lehnte sein Gnadengesuch am

11 „Erschossen in Moskau...“ Die deutschen Opfer des Stalinismus auf dem Moskauer Friedhof Donskoje 1950-1953, hrsg. v. Arsenij Roginskij, Frank Drauschke und Anna Kaminsky, Berlin (3) 2008; die nachfolgend zitierten Biografien finden sich auf folgenden Seiten: S. 441, S. 441, S. 254F, S. 177f

15.2.1952 ab. Das Todesurteil wurde am 22.2.1952 in Moskau vollstreckt. Die Militärhauptstaatsanwaltschaft der Russischen Föderation rehabilitierte ihn am 21.12.1998.

Gertraud Weimann, geb. Walter, Stenotypistin, geb. 12.2.1921 in Borna/Sachsen, hingerichtet 22.2.1952 in Moskau. Zuletzt wohnte sie in Borna/Sachsen. Weimann stammte aus einer Arbeiterfamilie, war verheiratet und Mutter von zwei Kindern. Von 1943 bis 1945 gehörte sie der NSDAP an. Weimann war als Stenotypistin bzw. Angestellte beim Konsum in Borna tätig. Sie wurde als mutmaßliches Mitglied einer Widerstandsgruppe um Richard Kaufmann und Walter Pienkoss am 8.5.1951 in Borna festgenommen. Ihr Ehemann Alfons Weimann ist in einem Tribunalverfahren ebenfalls zum Tode verurteilt worden. Das SMT Nr. 48240 verurteilte Weimann zusammen mit Werner Ballentin, Erich Fischer, Walter Grabow, Otto Horstmann genannt Hübner, Konrad Ludwig, Walter Pienkoss und Herbert Schiller am 29.11.1951 in Berlin-Lichtenberg wegen Spionage und Mitgliedschaft in einer konterrevolutionären Organisation zum Tod durch Erschießen. Das Präsidium des Obersten Sowjets lehnte ihr Gnadengesuch am 15.2.1952 ab. Das Todesurteil wurde am 22.2.1952 in Moskau vollstreckt.

Richard Kaufmann, Kaufmann, geb. 17.4.1922 in Leipzig/Sachsen, hingerichtet 22.2.1952 in Moskau. Zuletzt wohnte er in Borna/Sachsen. Kaufmann stammte aus einer Arbeiterfamilie, war verheiratet und Vater von zwei Kindern. 1946 trat er in die SED ein. Kaufmann, der als Leiter der Abteilung Statistik beim Konsum in Borna arbeitete, wurde am 28.8.1951 in seiner Heimatstadt durch das MfS verhaftet. Zusammen mit Walter Pienkoss hatte er eine Widerstandsgruppe geleitet. Nach den Ermittlungen des MGB soll er durch Gertraud Weimann angeworben worden sein, sowjetische KfZ-Kennzeichen notiert, Informationen zum Truppenübungsplatz in Borna gesammelt sowie Fotos und Beschreibungen von Brücken in

Leipzig angefertigt haben. Hierfür erhielt er Medikamente gegen TBC. Das SMT Nr. 48240 verurteilte Kaufmann zusammen mit Alfons Weimann am 27.11.1951 in Berlin-Lichtenberg wegen Spionage zum Tode durch Erschießen. Das Präsidium des Obersten Sowjets lehnte sein Gnadengesuch am 15.2.1952 ab. Das Todesurteil wurde am 22.2.1952 in Moskau vollstreckt. Die GWP rehabilitierte ihn am 21.12.1998.

Erich Fischer, Eisenbahner, geb. 1908 in Borna/Sachsen, hingerichtet am 22.2.1952 in Moskau. Zuletzt wohnte er in Borna/Sachsen. Fischer stammte aus einer Handwerkerfamilie, war ledig und Vater einer Tochter. Von 1940 bis 1944 diente er in der Wehrmacht. Nach Kriegsende arbeitete Fischer bei der Deutschen Reichsbahn als Rangierer auf der Bahnstation Borna. Er wurde als mutmaßliches Mitglied einer Widerstandsgruppe um Richard Kaufmann und Walter Pienkoss im August 1951 in seiner Heimatstadt festgenommen. Im Gruppenverfahren des MGB wurde gegen 17 Personen verhandelt. Das SMT 48249 verurteilte Fischer zusammen mit Werner Ballentin, Walter Grabow, Otto Horstmann genannt Hübner, Konrad Ludwig, Walter Pienkoss, Herbert Schiller und Gertraud Weimann am 29.11.1951 in Berlin-Lichtenberg wegen Spionage, antisowjetischer Propaganda und Mitgliedschaft in einer konterrevolutionären Organisation zum Tode durch Erschießen. Das Präsidium des Obersten Sowjets lehnte sein Gnadengesuch am 15.2.1952 ab. Das Todesurteil wurde am 22.2.1952 in Moskau vollstreckt.

Aus der „Gruppe Weidok“ wurden außerdem am 29. November 1951 durch das SMT 48240 in Berlin-Lichtenberg verurteilt und am 22. Februar 1952 in Moskau hingerichtet:[12]

12 Ebenda, S. 126, S. 201, S. 238, S. 295f, S. 343f, S. 381

- Werner Ballentin, geb. 16.11.1924 in Berlin-Karlshorst, Angestellter, verhaftet am 27.10.1950.
- Walter Grabow, geb. 23.12.1903 in Prenzlau/Brandenburg, Gärtner. Verhaftet am 10.03.1951 durch das MfS, am 15./16. Nov. 1951 wurde er nach Berlin-Lichtenberg verlegt.
- Otto Horstmann genannt Hübner, geb. 07.12.1912 in Königsberg/Ostpreußen, Polizist, verhaftet am 23.10.1950.
- Konrad Ludwig, geb. 20.08.1906 in Deutsch Lissa/Schlesien, selbständiger Elektro-Kaufmann, verhaftet am 06.01.1951 in Weißwasser.
- Walter Pienkoss, geb. 07.01.1922 in Willenberg/Ostpreußen, Maschinenbauingenieur, leitete zusammen mit Richard Kaufmann die Widerstandsgruppe und gab sich den Aliasnamen „Weindok“, verhaftet am 21.10.1950.
- Herbert Schiller, geb. 24.08.1907 in Berlin-Rummelsburg, Bildhauer, verhaftet am 25.10.1950.

Die lange Untersuchungshaft von Oktober 1950 bis zur Verurteilung am 27. bzw. 29. November 1951 lässt nur erahnen, was diese Menschen durchgemacht haben. Folter, Essensentzug, nächtliche Verhöre, stundenlanges Stehen im Vernehmungszimmer, Einzelhaft und Demütigungen gehörten zur Vernehmungspraxis der Stasi- und MGB-Schergen. Aus der Urteilsverkündung am 27. und 29. November 1951 kann man erkennen, dass die Gefangenen in zwei verschiedenen Verfahren verurteilt wurden.

Neun Männer und eine Frau der Gruppe „Weindok“ wurden zum „Tod durch Erschießen“ verurteilt. Die Gnadengesuche wurden vom Präsidium des Obersten Sowjets am 15. Februar 1952 abgelehnt. Die Todesurteile wurden am 22. Februar 1952 in Moskau vollstreckt. Die anderen Mitlieder der „Gruppe Weindok“ erhielten je 25 Jahre Arbeitslager.

Die Brüder Herbert und Werner Sperling aus Mölbis gehörten nicht zur Gruppe „Weindok“ und waren wegen antisowjetischer Hetze und Propaganda schon im April 1951 in Potsdam zu je 25 Jahren Arbeitslager verurteilt worden. Wegen ihres Alters (20 und 18 Jahre) wurde von der Todesstrafe abgesehen. Sie verbüßten mehrere Jahre in den Straflagern Sibiriens. Die Generalstaatsanwaltschaft rehabilitierte beide 2000.

Erst nach der deutschen Wiedervereinigung erhielten die Verwandten der Mitglieder der „Gruppe Weindok“ endgültig Aufschluss über die Hinrichtung der seit 1951 verschollenen Bürger aus Borna und Umgebung. Das ist den Forschungen und Veröffentlichungen der Internationalen Menschenrechtsorganisation „Memorial“, der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, dem Institut facts & files und mir zu verdanken. Ich habe den Kindern der Erschossenen die Nachricht, dass ihre Eltern in Moskau erschossen wurden, persönlich überbracht.

# 6. Auf Etappe in Russland

## 6.1 Der Gefangenentransport von Brest in den GULag

Im Gefängnis Brest[13] wurden die Gefangenen und Verurteilten aus Deutschland und anderen sowjetisch besetzten Ländern gesammelt und für die Weitertransporte in den GULag oder in die Moskauer Gefängnisse zusammengestellt. Auch wir wurden nach einigen Tagen Aufenthalt in Brest nach der üblichen Zählung und Namensfeststellung aufgefordert, uns zum Transport fertig zu machen. Jeder packte seine Sachen zusammen und wartete schweigend auf weitere Kommandos

13 Es handelt sich wohl um das MWD-Gefängnis Nr. 1 in Brest. (d. L.)

der Schließer. Die Schließer öffneten die Tür und riefen: „Dawai, dawai!“ Alle schnell raus aus der Zelle und aufstellen zur Filzung. Im Gang standen mehrere junge Soldaten, die die Filzung durchführten. Gefunden wurde nichts außer ein paar selbst gemachter Schachfiguren. Die Schachfiguren, aus Brot geknetet, haben bei den Soldaten Bewunderung ausgelöst. Der Aufsichts-Offizier entschied, dass wir die Figuren behalten dürfen. Dann ging es in eine Sammelzelle, die sich im Erdgeschoss befand und eher einem Löwenkäfig glich. In diesem Raum standen schon dicht gedrängt ca. 30 Personen. Unter uns war auch der Ex-Volkspolizist Karl-Heinz Müller. Er sprach etwas Russisch, deshalb stellte er sich als Dolmetscher zur Verfügung, da das Wachpersonal kein Wort Deutsch sprach. Die Sammelzelle füllte sich immer mehr, es war kaum noch freier Platz vorhanden. Aus allen Städten Deutschlands hatte das MGB die Verurteilten hierher gebracht. Einige saßen schon mehrere Wochen im Brester Gefängnis und warteten auf die Weitertransporte.

Nach dem Befehl „Alles raus und aufstellen, nicht sprechen, dawai!“ ging es los. Mit den paar Sachen auf dem Rücken ging‘s im Gänsemarsch in den Gefängnishof. Dort standen Kastenwagen der Roten Armee mit der Aufschrift „Ljudi“, was übersetzt „Leute“ bedeutete. Solche LKWs wurden vom Militär benutzt, um Soldaten zu transportieren. Für Gefangene gab es noch SonderLKWs mit der Aufschrift „Brot“ oder den „Schwarzen Raben“. Der „Schwarze Rabe“ ist ein Gefängniswagen wie bei uns die „Grüne Minna“. „Aufsteigen und hinsetzen! Dawai, dawai!“, schrien die Bewacher und machten auch von ihren Fäusten, Füßen und Gewehrkolben Gebrauch. In geduckter Haltung und schnell bestiegen wir den LKW, um recht wenig von den Schlägen abzubekommen. Das Wort „dawai“ - übersetzt „schnell“ - wird uns ab jetzt immer begleiten. Wir setzten uns auf den Boden und mussten die Beine spreizen. In den Zwischenraum setzte sich ein anderer der Gefangenen. Es war furchtbar eng und man konnte nur auf einer Stelle sitzen. Hinter der Ladeklappe standen zwei

Posten mit Maschinenpistolen im Anschlag. Es war verboten zu sprechen oder sich zu bewegen.

Wir wurden zum Bahnhof gefahren und wieder in „Stolypin“-Waggons, made in GDR, VEB Waggonbau, verfrachtet. Stolypin, Minister des Zaren, war der Erfinder der Spezialwaggons. Es kamen immer acht Personen in eine Zelle. Vorher bekamen wir Kaltverpflegung in Form von Brot und Zucker. Ich brauchte die Kaltverpflegung nicht wegzupacken, da ich alles sofort aufgegessen habe. Wasser gab es auf der Fahrt nur zwei Mal. Auch das Benutzen der Toiletten war nur in bestimmten Zeiten möglich und abhängig von den Launen der Bewacher. Die Bewacher waren junge MGB-Soldaten, Komsomolzen, erkennbar an den roten Spiegeln ihrer Uniform. Sie brüllten nur Befehle und suchten keinen Kontakt zu uns. Die Fahrt ging ostwärts nach Gomel. Von Brest bis Gomel sind es ungefähr 500 km. Die Fahrt dauerte den ganzen Tag. In Gomel standen wieder LKWs bereit, um uns in das Zentralgefängnis zu bringen. Das Gefängnis war ein ausgesprochenes Dreckloch. Ungeziefer, Wanzen und Läuse gab es in rauen Mengen.

Bevor wir uns in Gomel einrichteten, wurde die Zelle von uns gründlich gesäubert. Besen und Eimer wurden uns zur Verfügung gestellt. In der leeren Zelle lagen nur Strohsäcke, die stanken vermodert und rochen nach Urin. Wir haben diese Strohsäcke nicht benutzt, sondern in einer Ecke aufgeschichtet. Wir legten uns auf den nackten Fußboden. Tische und Stühle gab es nicht. Der Aufenthalt in Gomel dauerte Gott sei Dank nur ein paar Tage. Das Essen in diesem Dreckloch war miserabel. Nach ein paar Tagen ging es weiter und keiner wusste wohin. Selbst die Pessimisten unter uns ahnten und prophezeiten diesmal lieber nichts.

Nur Walter May aus Guben rief laut „Wir kommen alle nach Workuta!“. Er hatte in der russischen Kriegsgefangenschaft schon etwas über Workuta gehört und nun machte er uns mit seiner Prognose ganz nervös und noch ängstlicher. So wie wir in Gomel

empfangen worden waren, so wurden wir auch zum Weitertransport verfrachtet. Es wurde wieder ein Transport zusammengestellt. Bei jeder Gelegenheit habe ich Ausschau gehalten, ob einer der zum Tode Verurteilten irgendwie auftaucht. Später habe ich erfahren, dass die Todeskandidaten von Brest direkt nach Moskau gebracht worden sind.

Einzeln wurden wir aus der Zelle geholt, wieder von jungen Soldaten gefilzt und zum LKW geführt. Auch diesmal wurden wir in Stolypin-Waggons verfrachtet. Diese Zellen, besser gesagt Käfige, waren anders aufgeteilt. Es gab acht Sitzplätze und im oberen Teil diente eine horizontal eingezogene Bodenplatte als Liegeplatz für vier Mann. Die Jugend musste im Obergeschoss Platz einnehmen. Drei Kameraden - Jochen Glasemann (18 Jahre), Lothar Rarisch (18 Jahre), Norbert Heise (17 Jahre) - und ich (18 Jahre) belegten diese Bodenplatte. Mein Bruder Herbert Sperling, Walter May, Gerhard Welcke, Großpitsch, H. Brandenburg, Otto Raabe, Fritz Köpke und Helmut Landow belegten die Sitzplätze.

In unserem Käfig befand sich wie gesagt der Leipziger Operndirigent Gerhard Welcke, der in Weimar zu 25 Jahren Haft verurteilt worden war. Gerhard Welcke war ein guter Unterhalter. Er erzählte während der langen Fahrt von Gomel nach Moskau einige Opern und Operetten. Das war für uns spannend und abwechslungsreich. Durch meinen Bruder habe ich später erfahren, dass Gerhard Welcke leider im Straflager Tajschet gestorben ist.

Die Fahrt von Gomel nach Moskau dauerte zwei Tage. Wir konnten die Fahrtroute durch kleine Löcher in den Wänden beobachten. Auf dem Weißrussischen Bahnhof in Moskau wurden mein Bruder und ich getrennt. Bisher waren wir in allen Gefängnissen und auf den Transporten zusammen. Mein Bruder bekam mit drei weiteren Kameraden, die unten saßen, die Aufforderung, mit allen Sachen auszusteigen. Es blieb uns kaum Zeit, um Abschied zu nehmen. Ich packte meine Sachen schnell zusammen und hoffte, auch aufgerufen

zu werden. Gern wäre ich mit meinen Bruder zusammengeblieben. Aber ich wurde nicht aufgerufen und blieb im Waggon. Aus den anderen Zellen wurden ebenfalls Häftlinge herausgeholt. Durch unsere Gucklöcher beobachteten wir, wie mein Bruder und die anderen Kameraden in einen schon bereitstehenden Gefängniswaggon verbracht wurden. Die vier leeren Plätze wurden durch neue, verurteilte deutsche Kriegsgefangene belegt. Diese Sakljutschonnye (Eingeschlossene = Gefangene) kamen aus dem Gebiet Tajschet, hatten schon einige Jahre Straflager hinter sich, sprachen einigermaßen Russisch und wurden nun, so sagten sie, nach Workuta oder ins Petschora-Gebiet verlegt. Workuta wäre besser als Tajschet.

Wir alle wollten vieles über Tajschet wissen, und die neuen Kameraden erzählten uns ganz ausführlich alles, was wir wissen wollten. Sie sagten auch, dass der andere Transport, in dem sich jetzt auch mein Bruder befand, nach Tajschet, in das Strafgebiet Bratsk geht. Dorthin kämen nur Spezialsträflinge. Tajschet sei die Hölle. Die Trennung habe ich als besondere Härte empfunden. Andere Geschwister wie die Brüder Hoffmann und die Brüder Grothe blieben zusammen. „Welch ein Unrecht widerfährt uns?“, dachte ich, „Warum reißt man uns auseinander?“ Das war das grausame Regime, womit ich mich abfinden musste. All das musste ich erst einmal verkraften. Ziemlich deprimiert und apathisch habe ich auf dem Boden gelegen und mir war zum Heulen, so elend fühlte ich mich.

Lothar Rarisch lag neben mir. Er spürte meine Niedergeschlagenheit, deshalb versuchte er, mich zu trösten. Er bot mir seine Freundschaft an. Das war ein großzügiges Angebot. Zwischen uns entwickelte sich dann auch mit der Zeit ein angenehmes Verhältnis. Manchmal hatte ich allerdings das Gefühl, dass er mich bevormunden wollte, er war ja drei Monate älter als ich. Deshalb gab es auch Meinungsverschiedenheiten, die aber nicht in ernsten Streit

ausarteten. Mit Lothar blieb ich bis Ende 1953 in den Workuta-Lagern und Tapiau (heute Gwardeisk) zusammen. Er wurde Ende 1953 leider nicht mit uns entlassen, sondern zurück ins Lager gebracht. Wieso konnte uns keiner sagen. Lothar Rarisch wurde erst 1955 entlassen.

Über Tajschet wollte ich mehr erfahren und habe immer recherchiert und unermüdlich nachgeforscht. Ich habe durch das Befragen von Kameraden, die aus anderen Lagern oder Regionen kamen, folgendes in Erfahrung bringen können: Mein Bruder ist in das strenge Regimelager-028 bei Sosnowka verbracht worden. Das Sonderlager (0 vor der Lagerbezeichnung heißt: OSOR und ist die Abkürzung für Ossobyje Sakrytyje Rabotschije Lagerja, was übersetzt geschlossenes Arbeitslager heißt). In diesem Lager befanden sich hauptsächlich so genannte Katorschniki-Sträflinge, und das diente nun auch für Staatsfeinde Nr. 1 und schwere politische Verbrecher.

Diejenigen, die an der Todesstrafe vorbei kamen und zu Strafarbeitslager verurteilt wurden, kamen erst einmal in das Gebiet Tajschet, also auch ins Lager 028. Ehemalige Volkspolizisten wurden fast ausschließlich zum Tode verurteilt und wer Glück hatte, kam in den Lagerkomplex Tajschet. Heute weiß man, dass das MGB in Moskau in der Zeit von 1950 bis Ende 1953 ca. 30 ehemalige Volkspolizisten erschossen hat. Da ist mein Bruder also mit einem blauen Auge davon gekommen.

Das Lager 028 wurde ursprünglich von japanischen Kriegsgefangenen erbaut. Zeitweise waren auch verurteilte deutsche Kriegsgefangene dort untergebracht. Die letzten zehn verurteilten Kriegsgefangenen wurden 1950/1951 aus diesem Lager nach Workuta verlegt. Das Lager 028 war furchtbar verwahrlost, verdreckt und verwanzt. Die Aufseher sollen äußerst brutal gewesen sein. Sie waren dem Alkohol verfallen und sehr deutschfeindlich eingestellt. Die schwere Arbeit in den Wäldern und an der Schmalspureisenbahn machten die Menschen in kurzer Zeit krank und schwach. Besonders die Deutschen magerten bis

zum Skelett ab. Mit Hunden und unter starker Bewachung wurden die Gefangenen zur Arbeit getrieben. Die Statistik sagt, dass zwischen Dezember 1950 und Juli 1951 im Lager 028 ungefähr 300 Gefangene untergebracht waren, davon etwa 30 Deutsche. Später wurden einige Deutsche in das Lager 035 bei Busun verlegt. Es war mit ungefähr 1.000 Häftlingen ein größeres Lager. Im Lager gab es nur wenige Deutsche. Es war ein ausgesprochenes Waldlager. Das strengste und schlimmste Lager war das IT-Lager 307, ca. 30 km von Bratsk entfernt. Die Gefangenen mussten auf dem Rücken, am rechten Hosenbein und an der Kopfbedeckung Nummern tragen. In Workuta wurde das Tragen von Nummern erst Ende 1951 eingeführt. Vorher trugen wir nur am rechten Ärmel ein „R“ (R = Regimelager)

Zurück zu unserem Transport: Von Moskau fuhren wir nach kurzem Aufenthalt in den gleichen Waggons weiter nach Wologda. Wologda liegt nordöstlich von Moskau, ca. 400 km Luftlinie entfernt. Für diese Strecke brauchten wir mehr als drei Tage. Unterwegs standen wir stundenlang auf den Abstellgleisen. Der Transport bestand jetzt aus mehreren Waggons. In den anderen Waggons befanden sich Gefangene aus allen Teilen der Sowjetunion. Es waren meistens Kriminelle, so genannte Urki (urka = ein grober, frecher Dieb), Blatnoijs (blatnoj = Verbrecher), Sakonniki (zakonnik = ehrlicher Dieb) und Sukas (suka - einer, der den Kodex der Diebe verletzt); das waren Banditen, Mörder, Diebe und Einbrecher. Am gefährlichsten waren die Sukas. Das waren meist junge Russen oder Ukrainer, die wie Leibeigene den Urkis gehörten. Sie stahlen, schlugen Mitgefangene, mordeten und dienten auch willenlos den Päderasten.

Die Sonne brannte erbarmungslos auf die Waggondächer, die Luft in der oberen Etage war oft zum Ersticken. Kurz vor Wologda wurde uns befohlen: „Sobirajte weschtschi!“ („Alles zusammenpacken und fertigmachen zum Aussteigen!“)

Zu unserem Transport gehörten auch strafgefangene Frauen. Die Frauen durften zuerst aussteigen. Sie mussten sich in Fünferreihen aufstellen, wurden namentlich aufgerufen und gezählt und dann mussten sie sich hinsetzen. Es waren ca. 25 Frauen. Dann kamen wir an die Reihe. Gleiches Prozedere, also Namen und Strafmaß nennen, zählen und hinsetzen. Wir versuchten trotz Sprechverbots Kontakt zu den Frauen aufzunehmen. Rufe gingen hin und her. Meine Schwägerin in spe lnge wollte wissen, wo mein Bruder Herbert abgeblieben sei. Ich konnte ihr zurufen, dass Herbert nach Tajschet gebracht wurde. Als alle etwa 100 Häftlinge, die auf dem Nebengleis des Bahnsteigs saßen, nochmals abgezählt worden waren, hieß es aufstehen und abmarschieren. Vorher wurde uns gesagt, dass keiner den Konvoj verlassen darf, es werde ohne Anruf sofort geschossen. Streng bewacht, diesmal auch mit Hunden, ging es zu Fuß durch die Stadt ins Gefängnis.

Ich kann mich genau erinnern, dass die Straße eher ein besserer Feldweg war. Die kleinen Holzhäuser am Straßenrand sahen ungepflegt aus. An manchen größeren Häusern hingen Losungen und Sprüche. Vom Bahnhof bis zum Gefängnis war es nicht weit. Unterwegs habe ich keinen Menschen, keine Autos oder Tiere auf der Straße gesehen. Es war menschenleer. Das Gefängnis war eine alte Festung aus der Zarenzeit mit vielen Wachtürmen. Es war das größte Gebäude weit und breit und man konnte es nicht übersehen. Im Torbogen, der mit roten Fahnen geschmückt war, konnte ich die Zahl 1911 erkennen. „Ein uraltes Gefängnis“, dachte ich, „wie viele Menschen mögen dort einsitzen?“ Das große Eingangstor, bestimmt vier Meter hoch, war hellgrau gestrichen. Vor diesem Tor mussten wir warten und wurden nochmals gezählt, bevor wir in Reihen zu fünf Personen eingelassen wurden. Der Gefängnishof war gepflastert. Der Transportoffizier, der auf einer Treppe stand, erteilte den Befehl: „Alles hinsetzen!“ Wir setzten uns auf den Erdboden und harrten der Dinge, die sich nun ereignen würden. Die Bewacher standen immer

noch um uns, die Maschinenpistolen im Anschlag. Die Hundeführer waren mit ihren Hunden draußen geblieben. Man hörte nur noch das Bellen. Es dauerte ziemlich lange, bis der Gefängnischef mit mehreren Soldaten und Offizieren aus dem Gebäude in den Hof kam. Der Gefängnisdirektor hielt eine kurze Rede in russischer Sprache. Wir verstanden nicht viel und keiner machte den Versuch zu übersetzen. Er sagte: „Frauen und Männer, ihr befindet euch in einem Durchgangsgefängnis. Ihr werdet gut behandelt, es gibt medizinische Versorgung, eine Wäscherei, eine Badeanstalt und ausreichend gutes Essen. Ihr werdet hier gut behandelt."

„Das hört sich gut an", sagte ich zu Lothar Rarisch. Er nickte und sagte: „Ja, ja. Abwarten und Tee trinken! Mal sehen wie es weiter geht." Lothar war kein Optimist. Danach wurden die Frauen in das Gefängnis gebracht und wir saßen und warteten und warteten. Wir haben bestimmt länger als zwei Stunden auf dem Boden sitzen müssen. Da es trocken war, konnten wir wenigstens die frische Luft genießen. Wir durften nicht sprechen, nicht aufstehen und nicht umherschauen. Die Wachposten schrien immer „Tiesche!" („Ruhe!"). In unserem Konvoj befand sich ja auch eine große Gruppe russischer Häftlinge, die haben sich nicht an die Verbote gehalten, sondern miteinander gesprochen, gelacht und geraucht.

So wie wir saßen, immer zu fünft in einer Reihe, wurden wir in das Gebäude gerufen. Hier habe ich zum ersten Mal gesehen, dass die Bewacher die Zahlen der Gefangenen auf Holzbretter schrieben. Das war eine ökonomische Art. Wenn korrigiert werden musste, was oft geschah, schabte man das Holzbrett mit einer Glasscherbe ab und konnte neu drauf schreiben. Damit sparte man Papier. Es stimmt also doch die Losung, die ich in der DDR oft gelesen hatte, dass man von der Sowjetunion lernen kann und muss!

Wir landeten in einer großen Zelle, die zum Flur hin durch ein Gitter abgetrennt war. Wieder Namensaufrufe und Strafmaße. Dann folgte

die Durchsuchung. Die Filzung verlief human, man brauchte sich nicht auszuziehen. Ein Abklopfen der Vorder- und Hinterseite genügte den Wächtern. Auch diesmal wurde bei uns nichts gefunden. Als ca. 25 Personen, alles Deutsche, abgefertigt waren, ging's im Gänsemarsch mit den paar Habseligkeiten unter dem Arm in eine Zelle im Erdgeschoss. Die Zelle machte einen ordentlichen und sauberen Eindruck, viel besser als in Gomel. Es waren doppelte Bretterböden als Betten an der einen Längswand und zwei Toilettenkübel vorhanden. Bänke oder Tische gab es auch hier nicht. An der Stirnwand, gegenüber der Tür, befand sich ein großes vergittertes Fenster.

## 6.2 Das Gefängnis Wologda - eine Klosterfestung aus der Zarenzeit

Prowerka (Prüfung und Zählung der Gefangenen) bedeutete: Wir wurden namentlich aufgerufen und mussten Familiennamen, Rufnamen und Vatersnamen, Geburtsjahr, Paragraphen und Strafmaß nennen. Dann wurde uns die Kammer (Zelle) zugewiesen, die am Ende des breiten Ganges direkt neben den Treppen lag. Jochen Glasemann (17 Jahre), der als Erster aufgerufen wurde, belegte für uns drei - für Lothar (18 J), sich und mich - neben der Tür Plätze in der unteren Bretteretage.

Die durchgehenden doppelstöckigen Pritschen waren aus ungehobelten dicken Brettern. Matratzen oder Strohsäcke gab es nicht. Man musste sich auf die nackten Bretter legen. In der Zelle gab es auch keine Hocker, Stühle oder Tische. In der anderen Ecke neben der Tür stand eine „Parascha“ mit Deckel (Abortkübel), die mit Chlor und Wasser gefüllt war. Gut, dass wir noch unsere – wenn auch sehr verdreckten - Decken aus Deutschland hatten. Es dauerte ziemlich lange, bis jeder einen Platz gefunden hatte und endlich Ruhe einkehrte.

Die Zelle, in der wir untergebracht wurden, hatte eine Größe von ca. 5 x 10 Metern. Für uns 25 Personen war ausreichend Platz vorhanden. Das Fenster an der Stirnwand konnte man öffnen, so dass auch gut gelüftet werden konnte. Nach einer Weile wurde unsere Zelle wieder aufgeschlossen und der Wächter gab den Befehl: „Teilt euch in zwei Gruppen und macht euch fertig zum Baden!“ Da wir an der Tür saßen, gehörten wir zur ersten Gruppe. Das Bad (Waschraum) war ein gepflasterter Raum, auf dem Boden lagen hölzerne Lattenroste und es gab zwei Reihen Holzbänke. Duschen gab es nicht, dafür bekam jeder eine Blechschüssel in die Hand gedrückt und ein russischer Häftling füllte die Schüsseln mit warmem Wasser. Ein anderer Häftling teilte Seife aus und zeigte uns, wie wir uns reinigen sollten. Das war der erste Kontakt zu russischen Häftlingen. Es war ein amüsantes Baden. Das Wasser wurde uns zugeteilt. Zwei Schüsseln warmes Wasser konnte man sich holen, eine dritte gab es nicht. Kaltes Wasser konnte man soviel nehmen wie man wollte. Es muss eben alles gelernt sein, auch der sparsame Umgang mit warmem Wasser.

Bevor wir in den Baderaum gingen, mussten wir unsere Sachen auf einen Blechbügel hängen. Die Sachen kamen zur Entlausung in einen heißen Raum. Die paar Läuse und Wanzen, die wir aus Gomel mitgebracht hatten, sollten nun sterben. Der Bade- oder besser Waschraum diente auch als Abort. An einer Längsseite des Raumes gab es Löcher und wer wollte, konnte sich hinhocken und sein Geschäft erledigen. Einen Spiegel gab es auch, wenn auch halbblind. Einige Kameraden sahen sich zum ersten Mal mit Glatze. Nach dem Bad gab es warmes Essen. Die Gemüsesuppe - viel Kraut, wenig Fleisch - schmeckte gut. Wir waren ja auch nicht verwöhnt. Zwei russische Häftlinge teilten die gefüllten Aluminiumschüsseln unter der Aufsicht eines Wächters aus. Jeder hatte noch seinen Holzlöffel dabei und so schlürften wir genüsslich die warme Mahlzeit. Die Hausarbeiter, die uns die Suppe gebracht hatten, sammelten später die Schüsseln wieder ein. Die Schüsseln wurden gezählt und erst als alle Schüsseln

vollzählig waren, schloss der Wächter die Zelle ab. Vertrauen ist gut, Kontrolle besser!

Dann trat die Nachtruhe ein. Das Licht wurde auch hier nicht ganz ausgeschaltet. Es brannte immer eine Glühbirne. Ab und zu guckte der Schließer durch den Spion, das konnte man am Klicken hören.

Wie jeden Abend, bevor ich einschlief, waren meine Gedanken bei meiner Familie, bei meiner Arbeit und meinen Freunden. Eine weitere Ungewissheit kam hinzu und quälte mich. Wo ist mein Bruder Herbert abgeblieben? Kommt er tatsächlich nach Tajschet, so wie es die verurteilten Wehrmachtskameraden erzählten oder bleibt er in der Nähe von Moskau? Erschöpft von der Grübelei und von Heimweh geplagt schlief ich ein.

In den nächsten Tagen vertrieben wir unsere Zeit mit Schachspielen oder Zuhören, wenn die anderen Kameraden erzählten. Thema Nr. 1 ist eigentlich unter Männern alles über Frauen. Aber jetzt war Thema Nr. 1 das Essen. Über Rezepte, Speisen und Getränke wurde heiß diskutiert. Die Thüringer schwärmten von den Klößen, die Berliner vom Schweinebraten und die Sachsen von Hefeklößen mit Blaubeeren. Nach drei Tagen kam direkt aus Moskau der Kamerad F. Er erzählte uns, dass er in Deutschland zu 25 Jahren Lagerhaft verurteilt worden war. Das Urteil wurde in Moskau aufgehoben und sein Fall neu verhandelt. F. rechnete im neuen Verfahren mit einer geringeren Strafe. In Moskau, wahrscheinlich in der Lubjanka, hat man seine Strafe - 25 Jahre Arbeitslager - bestätigt und ihn auf den Weg nach Workuta geschickt.

F. war ein komischer Typ, er lief wie ein Eiertänzer, wusste alles besser und erzählte über sich die tollsten Geschichten. Lothar sagte zu mir: „Der ist nicht ganz dicht.“ Der lief so komisch, wie eine Frau, deshalb sagten die älteren Kameraden: “Der ist bestimmt schwul.“ (“Aha“, dachte ich, „so läuft also ein Schwuler.“)

Einen Tage später kam wieder ein Neuer in unsere Zelle. Auch er kam direkt aus Moskau. In der Stadt Halle, im „Roten Ochsen“, so erzählte er, war er zum Tod durch Erschießen verurteilt worden. Er hatte ein Gnadengesuch eingereicht und wurde in Moskau, im Zentralgefängnis des MGB, begnadigt. Erich Zahn wurde begnadigt, da ihm keine Spionagetätigkeit nachgewiesen werden konnte. Die Todesstrafe wurde durch 25 Jahre Besserungsarbeitslager ersetzt.

Da meine Potsdamer vier Zellenkameraden Günther Murek, Hans Buch, Hans Tauber und Richard Wildner auch die Höchststrafe erhalten hatten, interessierte ich mich ganz besonders für den Ablauf; für die Behandlung, den Transport und wie die Begnadigung durchgeführt wurde.

Mit meiner Fragerei bin ich dem Kameraden Zahn auf die Nerven gegangen. „Lass mich in Ruhe! Du gehst mir auf die Nerven mit deiner Fragerei“, sagte er. „Ich bin froh bei euch zu sein. Wer allerdings viel fragt und möglichst alles wissen will, gerät auch schnell in den Verdacht, ein ‚Zellenrutscher‘ oder Spitzel zu sein.“ Das war ich auf keinen Fall!

Bevor Günther Murek zum Tribunal geholt worden war, hatte er zu mir gesagt: „Werner, du bist der Jüngste von uns, halte deine Augen und Ohren auf, damit du einmal alles berichten kannst, was hier mit uns passiert und wie wir von den Russen behandelt und gequält werden. Ich hoffe, dass du bald nach Hause kommst.“ Er umarmte mich, unsere Augen waren feucht.

E. Zahn sprach nur ganz wenig über seine Verurteilung und seine Begnadigung. Er saß teilnahmslos auf seiner Pritsche, er wirkte eingeschüchtert. E. Zahn kam mit uns nach Workuta, arbeitete im Schacht und wurde 1953 über Tapiau entlassen. In Tapiau war ich gemeinsam mit ihm in einer Artistengruppe. Auch in Tapiau, als unsere

Entlassung bevorstand, hat sich E. Zahn bedeckt gehalten und nichts über sein Schicksal und Leiden erzählt. Schade!

Immer noch in Wologda: Ein paar Tage später kam wieder ein Neuer zu uns. Das war immer eine Abwechslung, denn jeder Zugang brachte Neuigkeiten mit. Diesmal kam ein Diplomat zu uns. Er sprach perfekt Russisch und hatte angeblich in der Mongolei gearbeitet. Er stellte sich vor als Fritz B., hatte auch 25 Jahre Lagerhaft bekommen und war eine sympathische Erscheinung. Bisher hatte ein ehemaliger Volkspolizist als Dolmetscher auf unserer Etappe gedient: Karlheinz M. sprach ein wenig Russisch, war aber bei uns wegen seiner aufdringlichen Art nicht beliebt. Er war ein richtiger Radfahrer oder besser gesagt ein Arschkriecher. Bei den Zählungen oder der Gruppeneinteilung zum Baden nahm er immer die Befehlsstellung ein und tat sich wichtig. Den Schließern gefiel diese Hilfe und deshalb sprachen sie immer den „Exgenossen“ M. an.

Lothar und ich lernten jetzt verstärkt Russisch. Unser neuer Dolmetscher Fritz leistete uns große Hilfe. Lothar war sehr ehrgeizig, er begriff und lernte schnell und spielte hervorragend Schach. Ehrgeizig war ich auch und als Lothar mich einmal bei der Betonung eines russischen Wortes korrigierte, platzte mir der Kragen und ich gab ihm einen Hieb auf‘s Auge. Das Auge schwoll an und wurde grün und blau. Die unbeherrschte Reaktion und der Wutanfall taten mir zwar leid, aber ich konnte das Geschehene nicht mehr rückgängig machen. Es hat lange gedauert, bis er mir verziehen hat. Als er meine Entschuldigung endlich angenommen hatte, war ich erleichtert. Danach haben wir mehr zusammen gehalten und sind, soweit es möglich war, immer zusammen geblieben. Er war wie ein Bruder zu mir.

Eines Morgens, als der Zählappell durchgeführt wurde, kam eine Ärztin in unsere Zelle. Sie fragte uns nach unserem Befinden und wollte wissen, ob es unter uns Kranke gäbe oder ob jemand irgendwelche

Beschwerden habe. Neben mir stand Kurt K., ein Landwirt aus der Umgebung von Saalfeld. Er hatte schon acht Tage keinen Stuhlgang, sein Bauch war mittlerweile ganz hart und außerdem litt er unter Hämorrhoiden. Die Ärztin notierte alles und nun kam ich an die Reihe. Mir fehlte nichts, aber trotzdem gab ich an, dass ich starke Kopfschmerzen hätte und unbedingt Tabletten bräuchte. Die Ärztin nickte und sagte “Ladno“, was soviel wie „in Ordnung“ heißt.

Zwei oder drei Stunden später kam der Schließer und rief mich auf. Ich wurde abgeholt und zum Sanitätsraum in der ersten Etage gebracht. Im Sanitätsraum befanden sich die Ärztin und eine Krankenschwester, die mit ihrer großen weißen Haube eher einer Köchin glich als einer Krankenschwester. Die Schwester hantierte mit einem Blechbehälter, an dem ein roter Schlauch mit Tülle befestigt war. Die Ärztin machte mir mit der Handbewegung begreiflich, dass ich meine Hose herunterziehen solle. Ich war erschrocken und bekam sofort Panik. Warum soll ich die Hose herunterlassen, wenn ich Kopfschmerzen habe? Beide machten mir nun begreiflich, dass sie mir einen Einlauf machen wollten. Nein! Ich brauche keinen Einlauf, sondern Kopfschmerztabletten und weiter nichts. Die Ärztin rief den Schließer, der mir die linke Hand auf den Rücken drehte und mich fluchend abführte. Ich landete im Kellergeschoss. Vorher musste ich meine Jacke und Schuhe ausziehen und dann ab in den Turm. Die Zelle war rund, also eine Turmkellerzelle, es gab keine Sitz- oder Liegegelegenheit, nur nackten Betonfußboden. Es war bitterkalt und feucht. Es gab kein Fenster, ständig brannte eine kleine Birne, die an der Zellendecke montiert und mit einem Gitter versehen war. Die Wände ringsum waren beschrieben. Gedichte und Verse, Namen und Daten waren in russischer Sprache zu lesen. Zwei Namen und Daten in deutscher Sprache – Heimat, wir sehen dich nie wieder - waren auch dazwischen. Ich verbrachte die Zeit mit dem Studium der Wände. Essen oder Trinkwasser gab es nicht. Die dicke Eisentür hatte keinen Spion und es gab auch keine Fahne. Ich wartete, lief im Kreis herum,

einmal linksherum und einmal rechtsherum. Las wieder die Verse an der Wand und zählte die Schritte. Draußen rührte sich nichts. Kein Ton drang in die Zelle. Ich war lebendig begraben. Schließlich bin ich vor Erschöpfung eingeschlafen. Das laute Schließen der Zellentür lies mich aufschrecken. Im Türrahmen stand ein Offizier mit einem Blatt Papier in der Hand und viele Soldaten. Wie heißt du? Sperling, Werner Fritzewitsch. „Wie?“ schrie der Offizier. Ich wiederholte Namen und Vornamen. „Bist du Deutscher?“ „Ja, ich bin Deutscher.“ „Wie kommst du Schwanz hier hinein?“ „Ich weiß nicht!“ Im Flur standen mehrere Soldaten und alle starrten mich an. Mit Wucht schlug der Offizier die Tür zu und ich stand wieder allein in der Zelle. Diesmal war ich hellwach. Ich hatte Hosenflattern. Was soll das alles bedeuten? Etwas später wurde die Tür wieder aufgeschlossen, ein Wächter gab mir meine Jacke und Schuhe und sagte: „Lass uns gehen.“ Unterwegs sagte er leise: „Du nix kaputt.“ Ich kam direkt aus der Todeszelle. So landete ich in aller Herrgottsfrühe wieder in meiner Zelle im Erdgeschoss. Als ich in die Zelle kam, waren alle wach: „Wo kommst du jetzt her und was ist passiert?“ Ich erzählte das Erlebnis und stieß auf Bewunderung. Am meisten Sorge hatte sich mein Freund Lothar gemacht. Er hat mir das Brot aufgehoben, das ich sofort aufaß. Dann habe ich mich auf meinen Platz gelegt und bin eingeschlafen. Lothar hat über mich gewacht.

Am nächsten Tag kamen wieder Neue in unsere Zelle. Schwer bepackt, mit Säcken auf dem Rücken kamen vier Neue in unsere Zelle. Es waren Russen. Einer von den Vieren war nicht älter als 14 Jahre. Er nannte sich Wowka und hatte wegen Mordes eine Strafe von acht Jahren erhalten. Wowka hatte den Sohn seiner Lehrerin, einen Klassenkameraden, erstochen. Das Gericht verurteilte den damals zwölfjährigen Jungen deshalb zu acht Jahren Lagerhaft. Die vier Russen wollten unbedingt Plätze neben dem Fenster in Anspruch nehmen. Diese Plätze waren aber schon von unseren Leuten belegt und deshalb kam es zu heftigen Wortgefechten. Fritz der Dolmetscher versuchte zu

vermitteln, was ihm aber nicht gelang. Unsere Kameraden räumten nicht die Plätze. Die Russen mussten die Plätze nehmen, die wir für sie frei gemacht hatten.

Es stellte sich bald heraus, dass die Russen Kriminelle waren. Wowka schnüffelte in unserem Gepäck herum und wollte sich nehmen, was ihm gefiel. Da hatte er aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wir haben auf unsere Sachen aufgepasst, so dass er nichts klauen konnte. Die Russen spielten Karten und Domino und kümmerten sich kaum um uns. Am Abend führte Wowka einige Kunststücke vor. Er konnte sich wie ein Schlangenmensch bewegen und verdrehen. Er schlug die Füße über den Kopf und lief auf Händen durch die Zelle. Mit einem Satz sprang er aus dem Stand ins Fenster und klammerte sich an den Gitterstäben fest. Angefeuert von seinen Kumpanen zog er sich nackend aus und nahm sein Glied in den Mund. Das war eine Sensation, manche schüttelten nur mit dem Kopf. So etwas hatten wir noch nicht gesehen. Als die Vorstellung beendet war, kroch der Junge unter die Decke des Ältesten der Russen. Der alte Russe war schon zum zweiten Mal im GULag (Glawnoje Uprawlenije Lagerjej = Hauptverwaltung der Lager), deshalb konnte er viel aus dem Lagerleben erzählen. Seine Geschichten waren sehr spannend und aufschlussreich. Für den jungen Russen war er ein guter Lehrmeister. Wir waren sicher, dass Wowka einmal ein schlauer Lagerfuchs werden würde. Das nötige Zeug dazu, laut fluchen, auf den Boden spucken und klauen, hatte er schon. Wenn er pinkeln musste, stellte er sich immer so hin, dass alle sein Ding sehen konnten. „So ein Schwein“, dachte ich.

Erst nahmen wir an, dass die beiden Vater und Sohn sind. Aber sie haben sich erst im Gefängnis, hier in Wologda, kennen gelernt. Sie teilten alles, nicht nur das Bett, sondern auch das Essen und selbst die Zigaretten. Vier Tage dauerte der Gastaufenthalt der Russen, es war eine Abwechslung, aber auch eine Herausforderung. Die Russen wurden verlegt oder gingen vor uns auf Etappe. In Workuta habe ich

sie nicht mehr getroffen. Wir waren wieder unter uns und das war ganz gut so. Trotz äußerster Wachsamkeit hatten diese Kriminellen uns beklaut.

Zwischenzeitlich konnten wir erfahren, dass die deutschen Frauen unserer Etappe in der Wäscherei arbeiteten. Das war eine Gelegenheit, unsere Wäsche waschen zu lassen. Die Frauen gaben uns durch einen Kassiber Bescheid, wann wir die Wäsche abgeben sollten. Wir meldeten dem Schließer, dass unsere Wäsche unbedingt gewaschen werden müsste und baten um Erlaubnis. Die Wäsche wurde eingesammelt, jedes Stück wurde auf einem Sperrholzbrett registriert und zur Wäscherei gebracht. Nach drei Tagen bekamen wir die Wäsche gewaschen, gebügelt und fein zusammengelegt wieder. Meine Decke war nicht wieder zu erkennen: schneeweiß, ohne Flecken und nach Waschmittel riechend. Das war eine helle Freude. Mein Hemd und die russische Uniformhose sind auch sauber geworden. Die Frauen haben Brot, Zucker und Zwiebeln in der Wäsche versteckt. Alles ist bei uns angekommen und wurde gerecht verteilt.

Drei Wochen dauerte unser Aufenthalt in Wologda. Dann kam der Marschbefehl: „Alle Sachen packen und fertig machen zum Transport!“ Wohin? Keiner gab uns eine Antwort.

So wie wir gekommen sind wurden wir wieder abtransportiert. Unsere Personalien wurden geprüft, mehrmals wurde durchgezählt und dann ging‘s im Fußmarsch zum Bahnhof. Verladen wurden wir in bereitstehende Pullmannwaggons. Die Wachmannschaft, MGB-Soldaten, trieben uns mit vorgehaltenen Maschinenpistolen, immer zu 60 Personen in die Viehwagen. In der Mitte des Waggons stand über einem Loch ein Kübel, der mit dem Boden fest verschraubt war. Dieser Kübel diente uns als Abort. Bevor die Tür verriegelt wurde, erschien ein Oberleutnant und gab die Verhaltensvorschriften bekannt. Außerdem bestimmte er einen Kommandanten. Wologda diente als Sammelgefängnis, denn auf Etappe (Transport) gingen ungefähr 300

Frauen und Männer. Die Fahrt ging nach Norden über Petschora nach Workuta. Von Wologda bis Workuta sind es ungefähr 1.500 km. Man erzählte uns, dass unter jeder Eisenbahnschwelle ein Toter liege. Die Bahnstrecke Wologda - Workuta war ausnahmslos von Strafgefangenen erbaut worden. Egal ob Frauen oder Männer - es waren nur Strafgefangene, die unter grausamen Bedingungen und Strapazen diese Sklavenarbeit hatten leisten müssen.

Unterwegs gab es nur Kaltverpflegung in Form von Brot, Zucker und Dauerwurst. Statt Wein gab es Wasser. Nicht jeder hatte einen Trinkbecher bei sich. Deshalb machte manchmal ein einziger Becher die Runde. Lothar Rarisch tauschte mit mir Zucker gegen Dauerwurst. Ich war kein großer Fleischesser, Zucker war mir lieber.

In Workuta kamen wir auf dem Komsomolzen-Bahnhof (Hauptbahnhof) an. Die Waggons wurden aufgeschlossen. Nach Aufruf mussten wir einzeln den Wagen verlassen und uns wieder in Fünferreihen aufstellen. Der Postenführer sprach seinen Vers: „Achtung! Alle herhören: Sie begeben sich in volle Unterordnung der Wachmannschaft. Von Reihe zu Reihe darf nicht gewechselt werden. Es darf nicht gesprochen werden. Den Kopf nach unten senken. Ein Schritt nach rechts oder links wird als Flucht gewertet und die Begleitmannschaft schießt sofort ohne vorherige Warnung. Ist das Klar?!!! Schritt marsch!“

## 6.3 Straflager Workuta: Schacht 1

Von Wologda bis Workuta sind es ungefähr 1.500 km. Die Fahrt im Pullmannwaggon dauerte über vier Tage. Die Ankunft in Workuta verlief so wie schon gewohnt. Nach Aufruf und Feststellung der Personalien mussten wir einzeln aussteigen und uns in Fünferreihen aufstellen. Wir kannten schon die Zeremonie und stellten uns automatisch auf. Als der Block formiert war und der Postenführer sein Gebet aufgesagt hatte, ging‘s ohne Tritt zur Peresilka (Lager für

Ankommende und Entlassungskandidaten), die nicht weit vom Bahnhof entfernt lag. Wir Deutschen kamen in eine Sonderbaracke, die nach Belegung sofort verschlossen wurde. Mit den anderen Häftlingen (meist Kriminelle) kamen wir dadurch nicht in Kontakt. Das Essen wurde uns vom Küchenpersonal unter Bewachung in die Baracke gebracht.

Am nächsten Tag wurden wir auf die einzelnen Lager in Workuta aufgeteilt. 30 Männer kamen in den Schacht Nr. 1, genannt auch Kapitalnaja oder Komsomolzenschacht. Alle Jugendlichen landeten im Schacht 1. Das war ein Vorzeigelager für Kommissionen und auch manchmal für das Rote Kreuz. Es war das größte Lager in der Region von Workuta. 1951 sollen in diesem Lager ca. 5.000 bis 6.000 Häftlinge aus über 38 Nationen untergebracht gewesen sein.

Es gab über 50 Baracken. In jeder Baracke wurden 120 bis 150 Gefangene eingeschlossen. Außerdem gehörte zu diesem Lager ein Gefängnis, man nannte diesen zweistöckigen Bau auch BUR (Barak Usilennogo Regima = Baracke erschwerten Regimes) oder Gefängnisloch. Für die Neulinge gab es eine Quarantäne-Baracke, das war eine ganz neue Baracke, in die wurden auch wir eingeschlossen.

Für uns 30 Männer gab es genügend Platz. Die sogenannten Strohsäcke auf den Pritschen waren sauber und mit frischen Hobelspänen gefüllt. Am gleichen Tag wurden wir eingekleidet und bekamen Bettwäsche und Handtücher. Nach dem Bad, in sauberer neuer Kleidung und in der neuen Baracke, fühlten wir uns wieder nach langer Zeit wie Menschen.

Am gleichen Tag wurden wir gemustert (kommissioniert), das hieß alles ausziehen und uns vor einer Kommission in einer Reihe hintereinander aufstellen. Wenn man an der Reihe war, mussten Namen, Alter und Strafe angesagt werden. Die Kommission bestand aus einer älteren Ärztin, zwei Schwestern und zwei Offizieren.

Die Ärztin entschied, welche Arbeits-Kategorie man bekam. Kategorie 1 bedeutete unter Tage, Kategorie 2 bedeutete Arbeit über Tage, und Kategorie 3 bekamen die Invaliden und Schwerkranken. Alle Kameraden standen nackt, nach Alphabet geordnet, in einer Reihe. Ich stand fast am Schluss. Aber nicht nackt, ich hatte meine Turnhose anbehalten, weil mir das nackt Begafft werden immer noch unangenehm war. Als ich an der Reihe war, schrie die Ärztin: „Was soll das! Hose runter!“ Ich tat so, als ob ich diesen Befehl nicht verstanden hätte. Die Ärztin stand auf, kam auf mich zu, zog an meiner Turnhose und schaute hinein. Mit einem Aufschrei - „Das ist ja noch ein Junge!“ - bekam ich die Kategorie 2, Arbeit über Tage. Alle lachten. Diese Nacktparaden, egal wo sie abgehalten wurden, waren für mich immer eine Erniedrigung und Qual. Am nächsten Tag wurden wir zur Arbeit eingeteilt. Der russische Offizier, der für Arbeit und Kultur zuständig war, ein Schreiber (ein Häftling) und der Lagerkommandant Narjadtschik (ein Häftling) teilten uns zur Arbeit und in die Unterkünfte ein.

Der Narjadtschik war ein Russe mit deutschen Großeltern, er sprach recht gut Deutsch und hieß Fritz. In seiner maßgeschneiderten Häftlingskleidung und Juchtenlederstiefeln sah er nicht wie ein Strafgefangener aus. Er hatte auch Einfluss auf die Auswahl und Zuteilung der Neuangekommenen. Sein Adjutant, ebenfalls ein Russe, war auch gleichzeitig der Lagerschreiber und Läufer für die Offiziere. Das war die sogenannte „Lagerobrigkeit“.

Vier Mann wurden der Baubrigade von Alexander Parfinjuk, Brigade 24, zugeteilt: Otto Raabe (ca. 40 Jahre), Ofensetzermeister aus Markkleeberg, Lothar Rarisch (19 Jahre), Kellner, Jochen Glasemann (17 Jahre), Schüler, und ich (19 Jahre). Wir kamen in die erste Baracke, direkt neben der Hauptwache. Der Brigadier Alexander Parfinjuk teilte uns die Betten zu. Die Baracke bestand aus zwei Sektionen, auch Paladen (Palatki) genannt (das sind zwei Räume).

Die 24. Brigade, der wir zugeteilt wurden, lag auf der rechten Seite, in der ersten Sektion. Mit uns war die Brigade jetzt ca. 30 Mann stark. In unserer Sektion lag noch eine Handwerkerbrigade, die von dem Weißrussen Below, ein früherer Wlassow-Offizier, geführt wurde. Die 1,60 m breiten doppelstöckigen Narren (nary = Pritschen) waren aus rohen Brettern zusammengezimmert und weiß getüncht. Wir Deutschen mussten alle die oberen Narren belegen. Der Vorteil der oberen Pritschen war, dass es wärmer war als unten. Der Nachteil war, dass man keine Sitzgelegenheit hatte.

Unsere Brigade war bunt zusammengewürfelt: Esten, Litauer, Letten, Ukrainer, Polen, Russen und Georgier, Koreaner und Juden. Alles war vertreten. Der Brigadier war Georgier. Im Lagerjargon hießen die Georgier und Kaukasier grundsätzlich Schwarzärsche. Er war Blatnoj und setzte sich für die Brigade ein. Er war aber auch gefährlich. Die ganze Brigade wusste, dass er mit einem jungen Ukrainer zusammenlebte. Der Ukrainer, Andrej, war 20 Jahre alt und schon seit vier Jahren im Lager, er war wohlgenährt und dem Brigadier vollkommen hörig. Über die beiden erzählte man allerhand Geschichten. Ob sie wahr waren konnte ich nicht feststellen. Er war auch gleichzeitig der stellvertretende Brigadier, der das Brot und die Essensmarken austeilte.

Die Esten haben uns gleich bei unserer Ankunft vor dem Brigadier gewarnt. Sie sagten, Parfinjuk sei Päderast, ein Pseudo-Homo, der es auf Jugendliche abgesehen habe. Uns hat er nach vergeblichen Versuchen in Ruhe gelassen, denn alle, besonders ein ehemaliger Offizier der estnischen Waffen-SS, haben uns beschützt und aufgepasst. Bei den Esten standen die Deutschen hoch im Kurs.

In der zweiten Sektion (Raum 2, linke Seite) lagen zwei Spezialisten-Brigaden. Das waren Häftlinge, die als Elektriker, Schlosser oder als Sanitärmonteure im Lager und im Schacht arbeiteten. In der Elektrikerbrigade gab es einen Deutschen. Als während eines

Abendappells der MGB-Wächter, ein Sergeant - wir nannten ihn *Pontschik* (Pfannkuchen), weil er so fett war - den Gefangenen Gerhard Schirmer als Podpolkownik (Oberstleutnant) angesprochen hatte und danach bekannt wurde, dass Schirmer Fallschirmjäger-Regimentskommandeur der deutschen Wehrmacht gewesen war, steigerte sich das Ansehen der Deutschen. In der Suschilka (Trockenkammer für die Kleidung, Schuhe und Stiefel) arbeitete ein Invalide, der ehemalige Oberfeldwebel der Wehrmacht Richard S. aus Chemnitz. Bisher war Richard kaum beachtet worden, aber durch Gerhard Schirmer stieg auch sein Ansehen. Richard S. war für uns Jugendlichen eine große Hilfe. Seinen väterlichen Rat und seine Hilfe haben wir immer gern angenommen. Richard hat immer für uns gesorgt.

Als Suschiltschik (Heizer im Trockenraum) reinigte und trocknete er unsere Sachen, legte sie frühmorgens bereit und gab uns ab und zu etwas zu essen mit zur Arbeit. Er war ein richtiger väterlicher Typ. Woher er das Essen bekam hat uns wenig interessiert. Später haben wir erfahren, dass es Lohn für seine Spitzeltätigkeit war. Eigentlich wollte ich das nicht erwähnen, aber ich kann es nicht aus meiner Erinnerung ausstreichen.

Richard S. hat zwei Mitgefangene aus unserer Sektion bespitzelt und beim Oper (operativ Bevollmächtigter, lokaler Agent des Geheimdienstes) gemeldet. Beide wurden abgeholt und ins Zentralgefängnis nach Workuta gebracht. Irgendwie wurde bekannt, dass Richard S. der Verräter war. Unsere Nachbarbrigade, alles Zimmerleute und Maurer und Blatnojs (Berufsverbrecher), die in unserer Baracke wohnten, haben eines Abends Gericht gehalten und über Richard das Todesurteil ausgesprochen. Das war so üblich, wenn ein Spitzel enttarnt wurde. In der gleichen Nacht wurde Richard S. auf seiner Pritsche mit einer Dreikantfeile grausam erstochen. Ich höre heute noch sein Betteln und Bitten: „Macht‘s kurz!“ Ich sah das Blut

spritzen und das erste Mal einen Menschen sterben. Die Mörder waren zwei deutsche Zimmerleute aus Mecklenburg. Sie hatten die Lose zur Tötung gezogen. Später haben wir erfahren, dass beide zu ihrer Strafe noch fünf Jahre zusätzlich bekommen haben. Verurteilt wurden beide im Zentralgefängnis Workuta und blieben im Strafgebiet Workuta. Wann sie entlassen worden sind, weiß ich nicht. Richard S. war in Kiew knapp an der Todesstrafe vorbei gekommen, in Workuta hat es ihn leider erwischt.

Wir nannten Gerhard Schirmer „General“. Er war, so meinten wir, unnahbar und lebte zurückgezogen in der Brigade. Befreundet war er mit einem Juden, Richard Großmann, der in der Schälküche als Brigadier arbeitete. Eines Tages sprach uns Gerhard Schirmer an, ob wir uns etwas zu essen dazuverdienen wollten. Wir sollten in der Schälküche abends zwei bis drei Stunden Knoblauch schälen. Dafür könnten wir uns satt essen, den Bauch vollschlagen. Richard Großmann wollte für diese Arbeit gern Deutsche haben, da er der Meinung war, die Deutschen würden nicht klauen. Lothar und ich haben dann längere Zeit nebenbei in der Schälküche gearbeitet. Wir haben natürlich auch ein paar Knoblauchknollen geklaut. Mit Knoblauch haben wir das Brot eingerieben, es hat wunderbar geschmeckt.

Das Essen im Lager war unzureichend und mangelhaft. Es gab täglich: 600 Gramm Brot, 100 Gramm Fisch, 15 Gramm Öl, morgens eine Kohlsuppe und abends eine Graupensuppe.

Der Hilfsbrigadier verteilte frühmorgens das Brot und die Essensmarken. Es gab drei Kategorien und einen Strafkessel. Wir Deutschen und die Juden bekamen in der ersten Zeit fast immer nur den Strafkessel, d.h. 400 Gramm Brot und nur einmal Suppe. Wir hatten also ständig Hunger und stürzten uns auf das klitschige Brot, jeder Krümel wurde aufgesammelt. Lothar und ich hatten das Glück, nebenbei in der Schälküche arbeiten zu dürfen. Da haben wir uns den

Bauch mit Brei vollschlagen können. Unter der schlechten Ernährung litten ganz besonders die älteren Kameraden, meist diejenigen, die vorher geistig hochstehende Menschen waren. Das Hungergefühl brachte furchtbare geistige Verwirrungen hervor. Thema eins war Essen und Kochen. Manche hatten schon Hungerödeme, magerten ab und legten keinen großen Wert mehr auf ihre Kleidung. Die Deutschen und die Juden standen in der Lagerhierarchie ganz unten. Besonders von den Russen und Ukrainern wurden wir gehasst. Uns gaben sie die Schuld für ihre Verurteilung. Sie sagten: „Hättet ihr den Krieg nicht verloren, säßen wir jetzt nicht im Lager."

Wir hatten doch auch alle 25 Jahre bekommen und keiner wusste, ob wir jemals wieder nach Hause kämen. Uns wurde erzählt: „Wenn ihr eure Strafe abgesessen habt, werdet ihr in Workuta angesiedelt." Das waren feine Aussichten. Die einzige Chance, das Lagerleben einigermaßen zu überleben, war mit den Wölfen zu heulen. Und so fügten wir uns so gut wie es ging in unser Schicksal. Wir lernten fleißig Russisch und passten uns dem Lagerleben an. Auch diejenigen von uns, die heute schlau daherreden, wussten nicht, ob wir jemals entlassen werden würden.

Der Ofensetzermeister Otto Raabe hat nach langer Diskussion mit den Barackenältesten den Ofen in unserer Baracke umgebaut. Es war ein Prachtstück. An drei Seiten befand sich eine Sitzbank. Man konnte sich immer, wenn Platz war, den Rücken und das Hinterteil, aufwärmen. Durch diese gelungene Ofenkonstruktion steigerte sich das Ansehen des Meisters merklich. Eines Tages erschien der Oper (Politoffizier) in unserer Baracke und nahm den Ofen in Augenschein. Er war so begeistert, dass er sagte: „So einen Ofen muss ich auch in meiner Wohnung haben."

Otto Raabe brauchte einen Helfer für die vielen Aufträge, die nun auf ihn zukamen. Da ich schon gut Russisch sprach und auch aus dem

Leipziger Gebiet kam, wählte er mich aus (er kam aus Markkleeberg bei Leipzig).

Otto Raabe bekam für seine Arbeit das erforderliche Werkzeug und so zogen wir beide los, um Öfen zu setzen. Wir bauten auch unter strenger Bewachung einen Ofen in der Wohnung des Politoffiziers. Die Beschreibung der Wohnung erspare ich mir, denn so ärmlich und einfach hatte ich mir die Wohnung eines sowjetischen Offiziers nicht vorgestellt. Ich schaute mich in der Wohnung um, und mir stach eine selbst gezeichnete Karte über Workuta und Umgebung in die Augen. Kurz entschlossen habe ich die Karte geklaut und sorgfältig am Körper versteckt. Die Frau muss den Verlust wohl bemerkt und ihrem Mann davon erzählt haben. Als wir mit unserer Arbeit fertig waren und zurück ins Lager gebracht wurden, stand neben den Wachposten, die uns filzten, auch der Oper. Zielstrebig kam er auf mich zu. Ich knöpfte voller Angst meinen Buschlat (dicke Wattejacke) auf und er fand sofort die Karte. Er sagte zu mir: „Du gehst nicht mehr raus“, drehte sich um und ging ins Lagerinnere. Ich dachte: “Jetzt sperren sie dich in den Bunker.“ Aber nichts geschah. Später habe ich erfahren, dass der Oper auch keine Karte vom Gebiet Workuta besitzen durfte. So kam ich mit einem blauen Auge davon.

Am nächsten Tag musste ich allerdings zum Pferdestall. Man hatte mich ohne viele Worte zu verlieren abgelöst. Otto Raabe war sehr traurig über diese Entscheidung des Brigadiers. Er musste fortan mit einem Russen arbeiten. Im Pferdestall musste ich nun als Kutschknecht arbeiten. „Der Brigadier des Pferdestalles“, so dachte ich, „hat ein richtiges Pferdegesicht.“ Er soll es auch mit den Pferden gemacht haben - wurde erzählt. Im Stall zeigte er mir, wie man ein Pferd ein- und ausspannt. Mit dem Krummholz (Duga) ist es nicht so einfach. Ein paar Mal probiert, dann klappte es. Ich bekam ein halbblindes, altes Pferd. Es hieß Awrillo. Im Lager musste ich mit Pferd und Schlitten alles Mögliche hin und her transportieren.

Ich musste Baumaterial fahren, Bretter, Steine, Zement und was da alles war. Die schlimmste Arbeit war das Kutschieren von Fäkalienkübeln. Mit dieser Arbeit hatte ich zwar nicht direkt etwas zu tun, das haben zwei Invaliden gemacht. Die gefrorenen Exkremente wurden aus der Latrine herausgehackt und in Kübel geladen. Die Kübel wurden außerhalb der Zone entleert. Einfach in die Tundra gekippt.

Eines Tages musste ich mich mit meinem Gespann am Krankenhaus melden. Dort erwarteten mich schon zwei Leichenbestatter. Auf meinen Schlitten wurde ein weißes Tuch gelegt und darauf legte man zwei Personen. Jeder war nackt und hatte am großen rechten Zeh ein Holztäfelchen. Auf dem Täfelchen standen der Name, das Geburts- und Sterbedatum und die Häftlingsnummer. Es waren zwei ältere Männer (nur noch Haut und Knochen), die im Krankenhaus gestorben waren.

Die Leichen wurden in das weiße Tuch eingeschlagen und ich musste sie zur Wache fahren. An der Wache überprüften zwei Posten die sogenannten Papiere, die Holztäfelchen und überzeugten sich, ob die beiden auch wirklich tot waren. Am Schluss nahm einer der Posten ein Brecheisen und schlug auf die Köpfe. Die Köpfe knackten laut. Das Geräusch hörte sich wie Nussknacken an. Mir drehte es den Magen um, lange hat mich das Geräusch verfolgt. Die Leichenbestatter kannten diese brutale Zeremonie, sie haben stumm zu geschaut.

Begleitet wurden wir zum Friedhof durch zwei schwerbewaffnete Posten. Das waren junge Komsomolzen, nicht älter als ich. Solche Burschen waren äußerst gefährlich, sie nahmen ihre Aufgabe ernst. Mit solchen Typen bekam man auch keinen Kontakt.

Der Boden war hart gefroren. Wie sollten wir die Toten begraben? Mit Schaufel und Hacke haben wir zwei Löcher gegraben, nicht tiefer als 50 - 60 cm. Die beiden wurden dann nackt in die Löcher gelegt und

zugeschaufelt. Mich hat die Sache so ergriffen, aus Ehrfurcht und Angst habe ich die Hände gefaltet und schweigend zugeschaut.

Die Posten haben während dessen geraucht, gelacht und sich laut unterhalten. „Solche gottlosen Geschöpfe“, dachte ich. Mit Wehmut lenkte ich meinen Schlitten zurück ins Lager. Auf das Abendessen habe ich an diesem Tag verzichtet. Deprimiert und wieder von Heimweh geplagt habe ich mich auf meine Pritsche gelegt und versucht zu schlafen. In dieser Nacht bekam ich hohes Fieber.

Beim Morgenappell brauchte ich nicht aufzustehen. Der Brigadier hatte mich krank gemeldet und so konnte ich den ganzen Tag im Bett liegen bleiben. Meine Landsleute, Otto Raabe, Richard S. und besonders mein Freund Lothar Rarisch kümmerten sich um mich.

Zum Pferdestall wurde ein anderer Mann aus unserer Brigade geschickt und somit war diese Arbeit für mich verloren. Ab nun musste ich mit der Brigade auf dem Bau arbeiten oder wir gingen zum Bahnhof Schnee schaufeln. Wir reinigten die Bahnsteige, die Schienen und den Bahnhofsvorplatz. Am Bahnhof trafen wir auch mit einer Frauenbrigade zusammen. Durch lautes Zurufen haben wir uns - nur auf Russisch - verständigt. Die Frauen kamen aus dem Predschachtnaja (Frauenlager).

Das Zusammentreffen mit den Frauen war für uns immer eine angenehme Abwechslung. Leider mussten wir großen Abstand halten. Das laute Zurufen hat große Erheiterung ausgelöst. Die Frauen waren in ihrer Wortwahl nicht zimperlich und zurückhaltend. „Kommt rüber und macht es mit uns!“, schrien sie. Die weiteren verbalen Aufforderungen möchte ich mir ersparen. Es war eine Abwechslung, die auch die Posten gern hörten und deshalb nicht unterbanden.

Ständig hatte ich wegen meines Heimwehs Fluchtgedanken: „Wie kann ich am besten fliehen? Könnte ich es schaffen?“ Einen kleinen Beutel mit getrocknetem Brot habe ich immer bei mir getragen. Das

sollte der Proviant für die ersten Tage sein. Oft fehlte mir die Beherrschung, das Brot nicht anzufassen und dann habe ich es doch aufgegessen. Wie Workuta, der Flusslauf und die Umgebung aussah, hatte ich mir grob eingeprägt. Heute noch könnte ich die wichtigsten Details aufzeichnen. Während einer Spätschicht, es herrschte Purga (starker Schneesturm), fasste ich den Entschluss, abzuhauen und näherte mich der Absperrung. Ein plötzlich aufgetauchter Wachposten bemerkte wohl meine Absicht und schrie laut: „Halt! Stehenbleiben, rühr dich nicht vom Fleck!“ Ich bekam Panik und rannte zur Brigade, die sich zum Aufwärmen in einem Bahnhofsraum befand. Der Postenführer kam unbewaffnet in den Raum und suchte mich. „Wo ist der Schwanz, der an der Absperrung war?“ fragte er. Er kam direkt auf mich zu und forderte mich auf, hinaus zu gehen. Ein alter Russe, der sonst mit niemanden in der Brigade sprach und immer allein war, ergriff jetzt das Wort. „Natschalnik“ (Vorgesetzter), sagte er, „der Junge ist ein dummer Deutscher, der wollte nicht die Zone verlassen, er wollte nur ein kleines Geschäft machen. Bitte verschone den Jungen, er ist doch noch so jung und hat noch nichts im Leben erlebt. Das Söhnchen hat noch nicht einmal eine Frau gehabt. Bitte, Natschalnik, lasst von eurem Vorhaben ab!“ Der Postenführer, betrunken wie er war, fluchte ein paar Mal und verließ den Raum. Ich hatte doch mächtige Angst und musste mir Vorwürfe der ganzen Brigade anhören.

Aus Workuta sind ständig Häftlinge abgehauen. Alle hat man geschnappt und zurück ins Lager gebracht. Halb tot geschlagen legte man diese armen Menschen ans Lagertor und wir mussten uns diese Leute ansehen. Die Ausbrecher bekamen verschärften Arrest (BUR) mit nur der halben Ration Verpflegung.

Werner sagten meine Brigadekameraden nicht zu mir, sie nannte mich Wanja. Wanja ist das Kosewort von Iwan. Wenn einer auf mich sauer war, sagte er nicht Wanja sondern Iwan. An diesem Abend war ich für

alle Iwan. Ab diesem Ereignis hatte ich keine Fluchtgedanken mehr. Der Kapitalnajaschacht war auch ein Durchgangslager. Im Lager blieb ein gewisses Stammpersonal von ca. 5.000 Mann. Der Rest ging früher oder später auf Etappe, also in ein anderes Lager. So kamen immer wieder Neue zu uns, auch in unserer Brigade herrschte Fluktuation.

Eines Tages kamen drei Jugendliche in unsere Brigade: die Studenten Juri K. (18 Jahre) und Juri Sch. (19 Jahre) aus Leningrad und Wolodja (16 Jahre) aus Lemberg. Alle drei hatten das Standardstrafmaß 25 Jahre erhalten. Wolodja, der Jüngste, bekam 25 Jahre, weil er seinem Vater Essen in den Wald gebracht hatte. Wolodjas Vater war ein Waldbruder (Partisan) gewesen, der gegen die Sowjets gekämpft hatte und dabei umgekommen war. Wir nannten Wolodja Wowka und er hörte auch auf diesen Kosenamen. Wowka saß schon über ein Jahr in verschiedenen Gefängnissen und Lagern, deshalb hat er sich gut in unsere die Gemeinschaft eingefügt. Wowka war nicht groß und hatte ein ausgesprochen feminines Aussehen, war immer freundlich und hilfsbereit. Das war sein Verhängnis! Schon nach der Ankunft in unserem Lager, Wowka war ca. zwei Wochen in der Quarantänebaracke, haben sich die Blatnojs um ihn gestritten: „Wer macht den Jungen auf und wem gehört er?“ Die Berufsverbrecher, meist Pseudo-Homos, spielten um Wowka. Eros hinter Stacheldraht gab es in jedem Gefängnis und Lager, so auch in den Lagern von Workuta. Es gab die verschiedensten Verwicklungen, die sich durch sexuelle Beziehungen ergaben und es gab das Strichjungendasein.

Junge Chinesen, die in der Wäschekammer, in der Badeanstalt und in der Küche beschäftigt waren, waren diesbezüglich in festen Händen. Jugendliche, die in bevorzugten Stellungen arbeiteten, sind oft Opfer sexueller Übergriffe geworden. Die Statistik sagt, dass in den Gefängnissen und Lagern über 10 % der Insassen gleichgeschlechtliche Liebe praktizieren.

Wowka ahnte wohl nichts von der Gefahr, die über ihm schwebte. Eines Abends ging er kurz vorm Otboj (Einschluss) nochmal zur Latrine, die ca. 100 m von unserer Baracke entfernt lag. Dort muss er seine Peiniger getroffen haben. Was dort abgelaufen ist, habe ich nur durch Hörensagen erfahren. Dem Jungen hatte man kurzerhand die Kehle durchgeschnitten. So spielt einem manchmal das Schicksal mit, und so schnell kann ein junges Leben ausgelöscht werden. Die Mörder des Jungen, die Verbrecher, wurden nie dingfest gemacht. Es herrschte im Lager die Omerta, das absolute Schweigen. Daran haben sich die Berufsverbrecher auch gehalten.

Im Frühjahr 1952 ging‘s auf Etappe. Während des Zählappells wurden aus unserer Brigade zehn Personen aufgerufen, die sich zur Verlegung in ein anderes Lager fertig machen mussten. Um 9.00 Uhr sollten wir mit sämtlichem Gepäck am Lagerausgang sein. Einige Sachen mussten abgegeben werden. Bettlaken, Decke, Matratze und Kopfkissen wurden eingesammelt, alles andere konnten wir behalten.

An der Wache hatten sich zwischenzeitlich ca. 30 Mann verschiedener Nationen eingefunden. Nach gründlicher Filzung, Zählung und Personalienfeststellung ging's in Fünferreihen unter starker Bewachung ab. Wohin wusste keiner. Nach ca. vier bis fünf Kilometern standen wir vor dem Tor des Lagers Nr. 5 (Schacht 40).

## 6.4 Straflager Workuta: Schacht 40

Der Fußmarsch von Schacht 1 bis Lager 5 (Schacht 40) dauerte ca. eineinhalb Stunden. Am Lagertor wieder das Übliche: Personalien, Strafmaß und Verurteilungsgrund wurden penibel geprüft und verglichen, dann ging es einzeln ins Lager 5. Jeder wurde nach sozialistischem Vorbild auf einer Holztafel registriert und festgeschrieben. Aufstellen in Fünferreihe, durchzählen und wieder durchzählen. Die Wachmannschaft war manchmal so intelligent, dass

sie mehrmals durchzählen musste. Dann kam das Kommando: „Natschalnik, die Anzahl der Gefangenen stimmt.“

Eine große Anzahl Neugieriger aller Nationen hatte sich im Lager vor dem Lagertor versammelt, sie wollten wissen, woher wir gekommen sind, ob es Neuigkeiten gibt, ob wir etwas verkaufen wollen, ob unter den Neuen Bekannte oder Freunde sind und vieles mehr. Wir wurden förmlich von der neugierigen Masse erdrückt.

Wie im Kapitalnajaschacht warteten schon die Brigadiere und der Arbeitsoffizier auf uns und nahmen uns in Empfang. Dann ging‘s an die Verteilung. Wir, Lothar Rarisch, Jochen Glasemann und ich wurden der Brigade Nr. 62 zugeteilt. Der Brigadier war ein Georgier, Boris B. Mechtejew, ein ehemaliger Oberstleutnant der Roten Armee. Er war fast zivil gekleidet: schwarze Pelzmütze, schwarze Lederjacke, schwarze Hose und blank geputzte Stiefel aus Juchtenleder.

Mechtejew war ein Hüne mit einem Genick wie ein Stier. Seine großen schwarzen Augen musterten uns. Als er erfuhr, dass wir aus Deutschland kamen, begrüßte er uns fast freundlich und zufrieden nahm er uns mit. Er war ausgesprochen deutschfreundlich. In unserer Etappe war ein orthodoxer Pope, der wurde auch der Brigade Nr. 62 zugeteilt. Der Pope hatte einen langen roten Bart. Für das Tragen des Bartes hatte er eine Sondergenehmigung. Er war klein, nicht größer als wir und machte einen schwachen Eindruck.

Der Brigadier führte uns zu unserer Baracke. Die Baracke, in der wir untergebracht wurden, war neu und sauber. Sie stand neben der Badebaracke unmittelbar am Stacheldrahtzaun. Sie war ca. 30 m lang, 8 m breit und in der Mitte ca. 4,50 m hoch. Die Baracke war in zwei Sektionen aufgeteilt. In der Mitte befand sich der Eingang, eine Waschecke 3 x 3 m groß mit zwei Wasserbottichen für kaltes und heißes Wasser. Gegenüber des Eingangs gab es eine Toilette. Die Toilette bestand aus einer hölzernen Urinalrinne und für das große

Geschäft gab es zwei Stehtoiletten in Form von zwei Löchern. Man brauchte also nicht bei Sturm und Schnee eine Außenlatrine aufsuchen, sondern wir hatten die Bequemlichkeit im Hause.

Die Neuankommenden mussten sich im Brigadebereich eine Pritsche suchen. Die unteren Narren (Pritschen) waren schon belegt, deshalb mussten wir Deutschen wieder nach oben.

B. B. Mechtejew stellte uns den stellvertretenden Brigadier vor. Es war der junge Pole Wolodja. Wolodja hatte wieder einen Stellvertreter, den jungen Litauer Jonas. Beide ergänzten sich in Brutalität und Gemeinheiten. Der Pope suchte etwas unbeholfen und schüchtern eine Pritsche. Das gefiel den beiden Brigadehelfern nicht. Sie zerrten den armen Menschen am Bart und schleiften ihn mehrmals durch die Sektion (Barackenhälfte). „Such, du Hündin!“, schrien sie. Keiner mischte sich ein, alle schauten nur zu. Vor den Hiwis hatten alle Angst. Schließlich hat Mechtejew dann das grausame Spiel mit dem Befehl „Lasst ihn in Ruhe!“ beendet.

Der Pope war in der Brigade das schwächste Glied, der auch am meisten schikaniert und gedemütigt wurde. Wir kamen allerdings mit dem Priester gut aus, denn wir standen in der Lagerhierachie auf gemeinsamer Stufe. Nur wenn wir uns der ordinären Lagersprache bedienten und das war nicht selten, schimpfte er mit uns. „Ihr Deutschen seid doch ein kultiviertes Volk“, sagte er, „sprecht doch nicht solche schlechten Wörter.“ In Wirklichkeit haben wir gern diese Fäkaliensprache benutzt, das machte die Seele frei. Im Lager sprach es sich schnell herum, dass ein Priester angekommen und der Brigade 62 zugeteilt worden sei. Ein paar Tage später bekam der Priester Besuch. Ehemalige Mönche und Gläubige brachten kleine Geschenke und Lebensmittel.

Plötzlich stand der Pope im Mittelpunkt und auf einmal wurde er auch in der Brigade, besonders von den Hilfsbrigadieren, anerkannt. Die

Gläubigen der griechisch-orthodoxen Kirche waren meistens Bauern, asketisch mit fanatischer Standhaftigkeit. An besonderen kirchlichen Feiertagen haben die Frommen nicht gearbeitet, sondern den ganzen Tage lang Gebete gemurmelt. Selbst Gewalt und das Anlegen von Fesseln an Händen und Füßen konnte den Willen, nicht zu arbeiten, nicht brechen. Ich habe diese Leute nur bewundert. Der Zusammenhalt dieser frommen Menschen war einzigartig.

In der Brigade gab es noch vier Deutsche: Fritz Köpke aus Mecklenburg sowie Helmut Landow, Gerhard Kretschmar und Otto Waschke aus Berlin. Otto und Gerhard waren so alt wie wir, deshalb hat sofort die Chemie zwischen uns gestimmt. Fritz war ca. 40 und Helmut Mitte 30 Jahre alt. Beide waren echte Kumpels. Wir Deutschen haben zusammengehalten, was leider im Lager nicht immer zu beobachten war.

Zu uns gesellte sich auch der Koreaner Kim. Als einmal Fritz K. Probleme mit dem Hilfsbrigadier hatte, mischte sich auch Kim in den Streit, er schlug mit der Schaufel auf den Hiwi ein. Danach waren die Fronten geklärt und der Hiwi hat uns Deutsche und den Koreaner dann in Ruhe gelassen.

Täglich mussten wir zehn bis zwölf Stunden taubes Gestein (Poroda) in der Arbeitszone breit karren. Jeder bekam eine Schubkarre in die Hand gedrückt und dann „Dawei, dawei!“. Der Hilfsbrigadier saß direkt am Geröllberg und zählte die Schubkarren. Die Karren waren groß und unförmig; da sie aus nassem Holz gefertigt waren, waren sie auch schwer. Aber die Sklaven waren ja nicht blöd. Mit Beil und Säge wurden die Karren bearbeitet und verkleinert. Das war dann eine leichtere Arbeit, mit diesen verkleinerten Schubkarren zu arbeiten. Es zählte Karre, ob klein oder groß, Hauptsache Karre. Wenn die Norm erfüllt war, gab es auch einen guten Kessel und eine große Brotration. Mechtejew, der sich sonst überhaupt nicht um die Brigade kümmerte,

sorgte aber immer dafür, dass alle den besten Kessel (die beste Ration) bekamen. Er hatte gute Kontakte zur Lagerobrigkeit.

Die Arbeit mit der Schubkarre war schwer, es dauerte nicht lange, da waren meine Kraftreserven aufgebraucht. Außerdem hatte mich wieder einmal eine Welle des Heimwehs und der Schwermut gepackt. Lothar riet mir, mich krank zu melden. Krank geschrieben wurde man aber nur, wenn man Fieber oder Beziehungen hatte. Also wurde darüber nachgedacht, wie man künstlich Fieber erzeugen könne. Ich musste eine Machorkazigarette, mit Haaren durchzogen, rauchen. Das war eine eklige Sache und ich musste mich übergeben. Der zweite Versuch war: Ich habe kräftig die Achselhöhle gerieben, bis es mir ganz heiß wurde. Auch dieser Versuch ist gescheitert. „Probiere es einmal mit einer Knoblauchzehe“, sagten mir die Kameraden. Gesagt, getan. Der dritte Versuch hatte Erfolg. Ich steckte mir eine Knoblauchzehe in den Hintern. Es brannte zwar mörderisch, aber es machte Temperatur. Schnell rannte ich zur Sanitätsbaracke und stellte mich in die Reihe der Kranken zum Fiebermessen. Ein deutscher Arzt maß die Temperatur, schlug den Wert herunter und schickte mich fort mit den Worten „Du kannst zur Arbeit gehen!“ „So ein Pech, so ein Schwein“, dachte ich und stand deprimiert und hilflos am Ausgang. Ein ungarischer Arzt (Feldscher) ging gerade an mir vorbei und schaute mir in die Augen. Er sagte: „Junge, warum weinst du? Hast du hohes Fieber!“ Ohne Temperatur zu messen nahm er mich in die Krankenbaracke und ich bekam eine Pritsche mit schönem, weißem Bettzeug.

Im Krankenhaus gab es reichlich zu essen und zu trinken. Die Krankenpfleger haben für alles gesorgt. Ich blieb acht Tage im Krankenhaus und konnte mich gut ausruhen und Kräfte sammeln. Als Arzt und Pfleger hatte man im Lager ein gutes Leben. Die Herren in weiß ließen sich schmieren und hatten alles in Hülle und Fülle.

Der deutsche Arzt hat nach seiner Entlassung ein Buch geschrieben und darin geschildert, wie grausam und voller Entbehrungen das

Lagerleben in Workuta besonders für ihn gewesen sei. Schade, dass er zwischenzeitlich verstorben ist, ich hätte ihm gern meine Meinung gesagt und an meine damalige Lage erinnert. Dieser deutsche Arzt hat im Übrigen mit uns Deutschen nur Russisch gesprochen. In Deutschland ließ er sich als Held feiern.

Im Lager hatten wir Deutschen untereinander recht guten Kontakt (mit zwei Ausnahmen, das waren starke Raucher, die sich auf jede Kippe gestürzt haben). Eines Tages traf ich den „General“, den Ex-Oberstleutnant Gerhard Schirmer, im Speisesaal. Schirmer arbeitete wieder als Elektriker und war in der Spezialistenbaracke untergekommen. Für uns ein Segen, denn er besuchte uns des Öfteren, brachte Neuigkeiten mit und kam immer mit Brot und Zucker. Plötzlich brach der Kontakt ab. Die Spezialistenbaracke wurde abgesperrt und man filzte den ganzen Tag die Männer und die Unterkunft. Später haben wir erfahren, dass die Elektriker einen Sender oder ein Radio gebastelt hatten. Das war streng verboten. Ob wirklich ein Sender vorhanden war, weiß ich nicht mehr. Fakt ist aber, dass alle Spezialisten auf „Etappe“ gingen. Die meisten wurden in das Lager Nr. 27 gebracht. Das soll das schlimmste Lager (neben Lager 11) gewesen sein. Das erzählten uns die freien Arbeiter, die die Arbeitsaufsicht führten. In diesen Lagern mussten früher die Häftlinge noch Tag und Nacht Ketten tragen.

Das MGB sorgte immer für Nachschub aus Deutschland. So kam Mitte Mai 1952 eine Gruppe mit sehr vielen jungen Leuten. Ich hatte einen freien Tag, deshalb habe ich mich unter die Neugierigen am Lagertor gemischt. Ich war immer auf der Suche nach Bekannten und nach meinem Bruder. In der neuen Gruppe waren auch Männer, die aus Tajschet kamen. Da ich schon wusste, dass mein Bruder in irgendeinem Lager in Tajschet ist, fragte ich, ob jemand meinen Bruder kennt. Leider war die Antwort immer negativ. In Tajschet gab es Mitte 1952 schon die ersten Widerstandsgruppen. Man verlangte Lockerung

des strengen Regimes. Ein Deutscher, Wolf Utecht, 24 Jahre, wurde als Rädelsführer abgestempelt und am 16. Februar 1953 in Irkutsk erschossen. In Tajschet haben die ersten Gefangenenaufstände begonnen. Die aus dem Irkutsker Gebiet nach Workuta verlegten Häftlinge haben den Streikgedanken nach Workuta getragen und dort umgesetzt.

Unter den Neuen aus Deutschland war auch der Student der Ingenieurschule Mittweida Martin Gerhard Hoffmann. Für mich wurde das zu einer interessanten Begegnung. Hoffmann war ein kluger junger Mann, der mir vieles über das Hauptstudium erzählen konnte. Ich wollte ja auch Ingenieur werden und befand mich vor meiner Verhaftung im Vorsemester der Berg-Ingenieurschule Zwickau. Martin G. Hoffmann hatte, wie und woher auch immer, einen arithmetischen Rechenstab, im Volksmund Rechenschieber, mit ins Lager gebracht. In der Schule hatten wir gerade den Umgang mit diesem Rechenstab gelernt und deshalb war ich froh, als Martin mir den Rechenschieber für kurze Zeit geliehen hat. Martin Hoffmann, Jahrgang 1930, wurde in einer Nachbarbaracke untergebracht und musste im Schacht arbeiten. Wir haben uns selten getroffen, da Martin im Schichtbetrieb arbeiten und ich tagsüber in der Arbeitszone schuften musste.

Die Blatnojs waren ganz heiß auf den Rechenschieber, deshalb habe ich das gute Stück immer gut versteckt. Martin erzählte mir, dass der Rechenstab trotzdem eines Tages geklaut worden ist. Wenn im Lager Generalfilzung geplant wurde - diese Nachricht ist immer durchgesickert - wurde alles, was man nicht besitzen durfte, in der Arbeitszone versteckt. Da ich jede Gelegenheit nutzte um alles zu erkunden, habe ich vor der Schreinerei einen großen Holzabfallhaufen untersucht und bin fündig geworden. Jemand hatte dort eine schöne Pelzweste und eine Pelzmütze versteckt.

Ich vermutete, dass ein Blatnoj diese Sachen versteckt hat. Ich hatte keine Skrupel, diese Sachen aus dem Versteck zu nehmen und

woanders zu verstecken. Als die Filzung im Lager vorbei war, wollte ich die Sachen abholen. Pech gehabt. Nur die Pelzmütze war noch da, die Weste war verschwunden. Die Mütze habe ich ins Lager mitgenommen und unter meiner Matratze versteckt. Tragen konnte ich sie nicht. Wenn der rechtmäßige Eigentümer mich damit erwischt hätte, hätte es gewaltigen Ärger gegeben. Die Pelzmütze war dunkelblau mit weißem Lammfell abgesetzt. Eine schöne Schapka.

In unserer Brigade gab es auch ein paar Blatnojs, sie waren händelsüchtig, gemein und immer angriffslustig. Ein falsches Wort oder ein falscher Blick konnte die größte Schlägerei auslösen. Die Blatnojs haben nicht gearbeitet, aber sie bekamen vom Brigadeschreiber immer die beste Essenskategorie. Die Schwerverbrecher waren tätowiert und trugen oft ein Kreuz auf der Brust. Die Blatnojs haben die Popen im Lager beschützt und sogar mit ihnen gebetet. Viele ältere Blatnojs hatten einen Pomoschtschnik (Helfer), der ihnen zu Willen war. Wir nannten diese meist jungen Häftlinge Sukas (Hündinnen).

Trotz der schweren Arbeit habe ich nebenbei, wenn ich nicht zu müde war, gelernt. Die russische Sprache sog ich wie Wasser aus einem Schwamm in mich hinein. Ich lernte Vokabeln, Lieder, Gedichte und Redewendungen. Ich sprach immer Russisch. Wenn ich wütend war, schimpfte ich Russisch, so dass selbst die Russen darüber sehr erstaunt waren. „Wanja“, sagten sie, „du bist ein richtiger Russe.“ Immer hatte ich meine Strafe von 25 Jahren vor Augen. Wenn ich das überstehen will, muss ich mich anpassen und mit den Wölfen heulen, ohne in moralische Verwahrlosung zu verfallen.

Nach einer gewissen Zeit ist man ohnedies russifiziert. Man nimmt die Gewohnheiten an, schimpft wie ein Rohrspatz, spuckt wo man steht und geht auf den Boden, raucht Machorka (Tabakstengel) und beobachtet die Umwelt besonders aufmerksam. Mit meinen älteren Landsleuten versuchte ich auch Russisch zu sprechen, damit auch sie

sich behaupten könnten. Den älteren Kameraden ist es schwer gefallen die Sprache zu sprechen, deshalb habe ich die russischen Wörter gleich immer ins Deutsche übersetzt. Nur so und nicht anders konnten wir überleben. Wer die russische Sprache beherrschte, kam leichter durchs Lagerleben.

Ende 1952 wurden wir Jugendlichen aus der Brigade Mechtejew herausgezogen und mussten einen achttägigen Bildungskurs für Bergleute besuchen. Die Schulung wurde in russischer Sprache durchgeführt und wir konnten so recht und schlecht den Vorträgen und Unterweisungen folgen. Nach dem Schnell-Lehrgang waren wir Bergleute und gingen auf Etappe in den Schacht 12/14/16. Viele, die schon in diesem Lager gewesen waren, beglückwünschten uns. Das Lager galt in Workuta als das humanste und neben Schacht 1 als das beste. Wir wurden mit Sack und Pack auf LKW's geladen und streng bewacht ging‘s in das neue Lager.

## 6.5 Straflager Workuta: Lager und Schacht 12/14/16

Das Lager 12/14/16 liegt am Nordrand von Workuta, ca. 7 bis 8 km vom Schacht 40 entfernt. In diesem Lager befanden sich 1952/1953 ca. 6.000 politische Häftlinge. Wann das Lager eingerichtet wurde, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen. Nach der Bausubstanz der Baracken zu urteilen, ist es sicher eines der ältesten Lager im Raum Workuta gewesen.

Die LKWs stoppten vor dem Lagertor und im Laufschritt mussten wir durch das Tor rennen und uns in Fünferreihen aufstellen. Nach der Personenkontrolle wurden wir auf die einzelnen Brigaden aufgeteilt. Ich kam in das Lager 16 zu der Brigade Below (im Lager gab es viele Belows).

Below war ein Ukrainer, ca. 45 Jahre alt, groß und kräftig. Er war ein Katorga-Häftling und hatte eine Strafe von 20 Jahren auf dem Buckel.

1947 ist er in der Ukraine als Waldbruder festgenommen und in Kiew verurteilt worden. Below hat kein Todesurteil bekommen, weil er auch als Partisan gegen die Deutschen gekämpft hatte. Below war ein ruhiger und guter Brigadier. Ich kam mit ihm gut aus und er nahm immer Rücksicht auf mich.

Wenn ich die schwere Arbeit nicht schaffte, gab er mir eine andere. In unserer Baracke lebten noch zwei weitere Brigaden, zusammen waren wir ca. 80 Mann. Es gab wieder eine Suschilka, eine Waschecke und einen kleinen Flur. Ein WC gab es leider nicht, man musste seine Notdurft auf der Außenlatrine verrichten.

Unsere Brigade lag an der Stirnwand der Baracke. In der Nähe eines Ofens bekam ich eine Pritsche in der zweiten Etage. In dieser Brigade war ich der einzige Deutsche. Da ich schon fließend Russisch sprach, dachten meine Brigadekameraden, ich sei Pole oder Litauer.

Im Schacht musste ich in den ersten Tagen Kohle auf das Förderband schaufeln. Es war eine schwere Arbeit und ich schaffte nicht die Norm. Das Flöz war 80 bis 120 cm hoch, man konnte nur im Liegen arbeiten. Wegen meiner schwachen Leistung hat mich der Brigadier als zweiten Mann an die Kombine (Kohleschräpper) gestellt. Die Arbeit an der Maschine hat mir gefallen. Ich habe mich angestrengt, um den Anforderungen gerecht zu werden. Nach ein paar Tagen hat mich der erste Kombineur weggejagt. Für die Arbeit an der Maschine sei ich zu schwach.

Below steckte mich zu dem Volksdeutschen Peter Wieber, der die Aufgabe hatte, die leeren Kohleflöze mit Stempeln zu befestigen. Man nannte diesen Mann Krepilschtschik (Festmacher/Zimmerhäuer). Das war eine harte Arbeit. Ich musste Holzstämme heranschleppen, mit einer Schrotsäge die Stämme auf Länge schneiden und mit aufstellen. Die Stämme waren feucht und deshalb sehr schwer. Auch diese Arbeit

war für mich zu schwer und Peter Wieber sprach mit dem Brigadier, dass er mir eine leichtere Arbeit zuteilen sollte.

Zwischenzeitlich hatte ich mich den Jugendlichen im Lager angeschlossen. Der Wortführer und Organisator war Günter Sprigoda aus Frankfurt an der Oder. Günter Sprigoda ist 1946 im Alter von 16 Jahren als „Werwolf“ zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt worden. Er sprach schon fließend Russisch, war tätowiert und schon russifiziert. An seine Tätowierung am rechten Oberarm kann ich mich noch gut erinnern. „Ne sabudu mat‘“ („Ich vergesse nie meine Mutter“). Günter hatte im Schacht die Aufgabe, die Ventilation zu kontrollieren und Methangas aufzuspüren. Als Gasomerschtschik (Gasmesser) kam er überall im Schacht herum und kannte jeden Brigadier. Günter Sprigoda sprach auch mit Below wegen einer leichteren Arbeit für mich. Der Brigadier schickte mich danach als zweiten Mann zum Bohren der Sprenglöcher. Der erste Mann (Burilschtschik = Bohrhauer) war der Ukrainer Andrej Sajzew, ca. 25 Jahre alt.

Mit Andrej war es anfangs sehr schwer zu arbeiten. Er sprach kaum ein Wort mit mir, denn er gab den Deutschen die Schuld an seiner Verurteilung. Andrej war als Ostarbeiter ein paar Jahre in Deutschland gewesen und sprach gebrochen Deutsch.

Als „Bohrer“ mussten wir Sprenglöcher in die Flöze bohren, Sprengpatronen einlegen, mit Lehm abdichten und verkabeln. Die Sprengungen wurden von einem freien Arbeiter, dem Sprengmeister, durchgeführt. Der Sprengmeister war ein Volksdeutscher, der mit seiner Familie in der freien Ansiedlung wohnte. Wenn der Sprengmeister gute Laune hatte, sprach er mit uns ein paar Worte Deutsch. Im Großen und Ganzen war das eine angenehme Arbeit und wir bekamen immer den besten Kessel (die beste Essensration) wegen Erfüllung der Norm.

Mit der Zeit habe ich mich mit Andrej angefreundet. Wenn er Pakete von seinen Eltern oder von den Geschwistern bekam, hat er mir immer etwas abgegeben. Als ich im Mai 1953 entlassen wurde, gab es sogar Abschiedstränen. Andrej gab mir seine Heimatadresse, leider hat er nie auf meine Briefe geantwortet.

Unsere Lagerkameradschaft - alles Jugendliche - traf sich täglich in der Baracke von Günter Sprigoda. Einige von uns hatten schon gute Positionen im Lager. Der beste Fußballer im Lager war Herbert Voigt aus Rötha und Wolfgang Köhler aus Dresden war Elektriker. Beide hatten gute Beziehungen zur Küche und das war ein Vorteil für alle. Alles, was organisiert wurde, ist auch brüderlich geteilt worden.

In meiner Baracke wohnte auch die deutsche Brigade mit dem Brigadier Helmut Streit aus Berlin. Die Brigade bestand, wie ich schon schrieb, nur aus Deutschen. Es war die beste Brigade im Lager, die auch immer wegen der Normerfüllung am roten Brett stand. Helmut Streit war ein guter Brigadier. Ich wollte auch gern in diese Brigade, aber Below hat mich nicht weggelassen, denn Andrej und ich hatten uns mittlerweile gut eingearbeitet.

Helmut Streit war auch als 16-jähriger in Berlin verhaftet worden, sprach mittlerweile gut Russisch und war ein ausgezeichneter Organisator. Er hat sich für alle eingesetzt. Nach seiner Entlassung 1955 hat er für seine Haftentschädigung auch mich als Zeugen angegeben. Ich konnte nur Gutes über ihn berichten, aber trotzdem hat man seinen Antrag abgelehnt, da er im Lager Brigadier war. Das war eine ungerechte Entscheidung. Ein anderer Arbeiter aus seiner Brigade hatte nach der Entlassung nicht gut über Helmut Streit ausgesagt, deshalb hat man die Haftentschädigung abgelehnt. Soweit ich das beurteilen kann, hat Helmut Streit niemanden schikaniert oder angeschwärzt. In seiner Brigade herrschte eine gute Kameradschaft.

Die Jüngsten im Lager waren Willi Maas aus Pasewalk (16 Jahre) und Herbert Höhne aus Brandenburg (17 Jahre). Beide waren in Potsdam zu je 25 Jahren Arbeitslager verurteilt worden. Der Vater von Willi Maas wurde zum Tode und seine Schwester Inge (18 Jahre) zu 25 Jahren verurteilt. Inge war auch in Workuta und ist mit uns über Tapiau entlassen worden.

Am 5. März 1953 starb Jossif Wissarionowitsch Stalin. An diesen Tag kann ich mich genau erinnern. Jubel und Freudenschreie habe ich nicht gehört. In unserer Baracke herrschte Totenstille, als die Nachricht durch den Lautsprecher kam. Von den russischen Mitgefangenen hatten einige Tränen in den Augen. Nein, keine Freundentränen, sondern es war echte Trauer. Ich verstand die Welt nicht mehr.

Der Brigadier kam zu mir und sagte: „Wanja skoro domoj“ („Werner bald nach Hause“). Er sollte recht behalten.

Am Abend des 6. März 1953, vor der Zählung, wurde eine Schweigeminute für den großen Führer der werktätigen Klasse angeordnet. Nur wenige unter uns konnten diesmal Freudentränen unterdrücken. Besonders die Esten, Letten und Litauer wären am liebsten in einen Freudentanz ausgebrochen.

Aber es war ja immer noch Vorsicht geboten. Es könnten ja Spitzel unter uns sein. Unsere Lagerkameradschaft bekam eines Tages einen Neuzugang. Siegfried Sanden, ein großer, intelligenter junger Mann, der schon 1948 von den Russen verhaftet und zu 25 Jahren Lagerhaft verurteilt worden war. Er kannte mehrere Gefängnisse und Lager in Deutschland und sprach ganz gut Russisch. Er arbeitete über Tage in einer Invalidenbrigade, die nur leichte Arbeit verrichtete. Wir hatten den Eindruck, dass er kerngesund war.

Siegfried Sanden brachte ab und zu Fischkonserven, Dauerwurst und Zucker mit zu unseren Treffen. „Woher hatte er diese Sachen?“, fragten wir uns. Auf Drängen von Günter Sprigoda hat er gestanden,

dass er Spitzeldienste für den Oper leistete. Er war schon „Zellenrutscher“ in deutschen Gefängnissen gewesen und nun sollte er auskundschaften, warum wir Jugendlichen oft zusammen sitzen. Soweit ich mich erinnern kann, hat er keinen von uns angeschwärzt. Wir haben auch keine Ausbruchsversuche oder ähnliches geplant. Wir haben einfach zusammen gegessen, auf Deutsch miteinander gesprochen, und auch gesungen. Die Russen haben uns gern zu gehört.

Ende April 1953, den Tag weiß ich nicht mehr, wollte ich mich zur Arbeit fertig machen, hatte schon mein Brot eingepackt und wartete auf das Kommando „Jungs, wir gehen!“, da kam der Brigadier Below zu mir und sagte: „Wanja, du fährst nach Hause.“ „Was?“, fragte ich, ich traute meinen Ohren nicht. „Wanja, du brauchst nicht mehr zu arbeiten, sondern du musst deine Sachen packen und um 10.00 Uhr am Lagertor sein. Du fährst nach Hause“, sagte er und gab mir zum Abschied die Hand.

Mein Arbeitskollege Andrej Sajzew sagte: „Vergiss mich nicht“ und ging, ohne sich umzuschauen, mit der Brigade durch das Tor zur Arbeit. Alle Brigademitglieder wünschten mir alles Gute, manche umarmten mich. Jetzt hatte ich das Gefühl, einer von ihnen gewesen zu sein.

Im Lager blieb mir wenig Zeit, von meinen Kameraden Abschied zu nehmen. Lothar Rarisch und Günter Sprigoda hatten auch den Marschbefehl erhalten. Wolfgang Köhler und Herbert Voigt mussten im Lager bleiben. Herbert Voigt aus Rötha, nur 8 km von meinem Dorf Mölbis entfernt, gab mir ein selbst gesticktes Bild für seine Eltern mit. „Gib das bitte meinen Eltern und bestelle Grüße.“ Ich habe das sofort nach meiner Heimkehr nach Mölbis auch gemacht. Es war ein schwerer Gang.

Um 10.00 Uhr wurde das Lagertor aufgeschlossen. Personenkontrolle - alle Daten wurden genau verglichen. „Sperling, Werner Fritzewitsch, Sie sind frei und können sich ab jetzt frei bewegen.“

In unserem Lager waren auch Kameraden aus Österreich. Sie legten großen Wert, auch Österreicher genannt zu werden. Als die Deutschen zur Heimfahrt aufgerufen wurden, waren unsere lieben Österreicher auf einmal auch Deutsche. „Hitler hat uns ja heim ins Reich geholt, also sind wir Deutsche.“ Pech gehabt!

Ich habe erst einmal eine Runde geheult. Lothar Rarisch sagte: „Mensch stell dich nicht an, wir fahren heim.“ Per LKW ging es in die Peresilka. Hier herrschte Freudenstimmung. „Wir sind frei! Es geht in die Heimat“, riefen die schon vor uns Angekommenen. In der Peresilka blieben wir nur zwei Tage.

Dann ging es weiter Richtung Heimat. Alle wurden in Pullmannwaggons verladen, immer 50 bis 60 Mann. Es herrschte überall Hochstimmung und als wir feststellten, dass auch Frauen in unserem Transport waren, war die Freude noch größer. Da die Waggons offen und ohne Posten waren, konnten wir bei Stopps hin und her rennen.

Bevor wir das Lager 12/14/16 verlassen mussten, wurden wir neu eingekleidet. Die Häftlingskleidung war ohne Kennzeichen und Nummern, deshalb konnten wir jetzt die Jacken, Hosen und Schuhe auf den Bahnhöfen an die russische Zivilbevölkerung verkaufen. Das haben auch viele gemacht. Auf den Bahnhöfen, wo unser Transport haltmachte, warteten schon die russischen Frauen und Männer. Für unsere Sachen haben sie uns Lebensmittel und Rubel geboten.

Die unbewaffnete Begleitmannschaft war uns gegenüber wie umgedreht. Man konnte sich mit ihnen unterhalten, lachen und Witze machen. Es waren im Grunde genommen ja auch arme Schweine.

Die Pullmannwaggons, in denen wir jetzt gen Westen fuhren, waren mit Pritschen und einem WC ausgerüstet. Diese Waggons wurden normalerweise für Truppentransporte benutzt. Für uns waren sie auch gut genug, hatten wir ja schon Schlimmeres erlebt.

# 7. Heraus aus dem GULag - WORKUTA in Richtung Heimat

## 7.1 Rücktransport nach Tapiau in Nordostpreußen

Ein Begleitoffizier erzählte uns, dass wir nach Gwardejsk (früher Tapiau) gebracht würden. Für die Ostpreußen in unserem Transport war das schon ein Stück Heimat. Die wildesten Gerüchte machten jetzt die Runde: „Wir werden in Ostpreußen angesiedelt." Oder: „Wir werden jetzt aufgepäppelt und dürfen uns die Haare wachsen lassen." Manches stimmte, manches nicht.

Wir waren der zweite Transport, der in Tapiau ankam. Vor uns waren schon ca. 800 Frauen und Männer aus verschiedenen Lagern Russlands angekommen. Das Sammellager war früher eine Ordensburg und wurde im Dritten Reich als „Irrenanstalt" genutzt. Die Sowjets haben diesen Gebäudekomplex nach der Eroberung Ostpreußens als Arbeitslager umgebaut. Für uns Heimkehrer haben sie die Sicherheitstechnik verschärft. Die Fenster wurden vergittert, ringsherum wurden Wachtürme aufgestellt. Das MGB übernahm die Bewachung und die Lagerleitung. Das Lager wurde von außen streng bewacht, alle Tore verschlossen, obwohl wir „frei" waren. Ausgehen durften wir also nicht.

Auf dem Gefängnisvorplatz wurden, wie wir es schon gewöhnt waren, die Personalien überprüft und dann der deutschen Lagerleitung übergeben. Der Lagerleiter Lorenz (auch ein Häftling) hatte ebenfalls eine Liste, nach der er uns in Gruppen aufteilte und in das Innere des Lagers führte. Der Gebäudekomplex bestand aus einem Haupthaus mit Eingangstor und Büros, einem Frauenhaus, einem Zellenhaus, einem Saalhaus mit Küche und einem Sanitätshaus. Für die männlichen Gefangenen gab es im Hinterhof eine Latrine, Sportgeräte und einen Ruheplatz.

Unsere Gruppe von ca. 25 Personen wurde im ersten Obergeschoss des Zellenhauses untergebracht. Die Zelle war sehr geräumig und mit doppelstöckigen Metallbetten ausgerüstet. Diesmal hatte ich mir ein Bett in der unteren Etage neben Günter Sprigoda ausgesucht. Die Zellentüren wurden nicht abgeschlossen, so dass wir ungehindert in die anderen Zellen und in den Hof gehen konnten. Im Lagerbereich gab es auch einen kleinen Laden. Einige Kameraden hatten in der letzten Zeit im Lager Geld verdient und deshalb konnten sie jetzt einkaufen. Mein Bettnachbar kaufte süße Kondensmilch. Er hat allen davon abgegeben und so konnten wir unseren Tee damit süßen. Mein langjähriger Lagerfreund Lothar hatte seinen Platz zwischen zwei komischen Typen gewählt. Udo G. aus Hamburg und Herbert Sch. aus Berlin hatten im Lager keinen guten Ruf. Sie sollen im Lager als Freundespaar gelebt haben. War uns eigentlich auch egal. Warum Lothar sich jetzt mit den Kameraden einließ, war und ist mir unverständlich. Lothar hat sich seit Tapiau durch den Umgang mit den beiden auch ganz verändert.

Wir versuchten unermüdlich Kontakt zu den Frauen zu bekommen. Es wurden Briefe geschrieben, an einen Stein gebunden und über die Mauer geworfen, die beide Lager trennte. Die Frauen haben auf gleicher Weise geantwortet. Da ich damals eine gute Druckschrift schreiben konnte, habe ich für drei Kameraden die Briefe geschrieben. Es wurden Verlobungen ausgesprochen, obwohl wir niemals die Briefbeantworter zu Gesicht bekamen.

Meine Briefpartnerin kam aus Berlin. Sie wohnte im Viertel Gesundbrunnen. Sie schrieb liebe, nette Briefe und war auch so alt wie ich. Als ich sie das erste Mal zu Gesicht bekam, war ich erschrocken, denn meine Briefpartnerin war nicht nur sehr dick, sondern auch ausgesprochen hässlich. Nach der zweiten Begegnung habe ich dann Schluss gemacht.

Für meine Kameraden habe ich weiter Briefe geschrieben. Die russische Lagerleitung hat sonntags für zwei Stunden die Lagertore zwischen Männer- und Frauenlager geöffnet. Da war was los! In jeder Ecke standen die Pärchen, umarmten und küssten sich. In die Gebäude durften wir allerdings nicht gehen, das war streng verboten.

Der Trompeter Fritz Sperlich hat aus Kopeken Trauringe gebastelt und sich im Lager Tapiau verlobt. Soweit mir bekannt, haben beide später in Deutschland geheiratet. Die deutsche Lagerleitung hat bei der russischen Kommandantur die Erlaubnis eingeholt, eine Theatergruppe zu bilden. Geprobt wurde im Vorderhaus. Dort gab es einen großen Saal. Also trafen sich nun Männer und Frauen täglich zur Theaterprobe. Es wurden Operetten und Schauspiele einstudiert. Wir hatten unter den ca. 1.500 Gefangenen gute Musiker, Sänger und Schauspieler. Natürlich durfte ich dabei nicht fehlen. Zum Theaterspielen hatte ich kein Talent.

Schnell hatte ich mich einer Turnergruppe angeschlossen. Geführt wurde die Gruppe von Herbert John aus Berlin. Er war ein hervorragender Turner. Damit alles einheitlich aussehen sollte, schrieben wir auf unsere weißen Unterhemden die Anfangsbuchstaben unseres Vorturners HJ. Das war der Auslöser einer großen Untersuchung des Politoffiziers. Einer unserer Kameraden hatte uns angeschwärzt. HJ stand ja auch für „Hitler Jugend“, und so endete erstmal das Proben und Auftreten unserer Turnergruppe. Herbert John konnte schließlich den Oper davon überzeugen, dass die Buchstaben nur mit seinem Namen zu tun hatten. Wir durften wieder proben, mussten aber die Buchstaben „HJ“ entfernen. In der Turnergemeinschaft war ich neben Willi Maas der Kleinste. Beim Figurenturnen und den Pyramiden waren wir beide immer die Endmänner. Wir standen und turnten immer ganz oben.

Unsere besten Sänger waren Gerda Simon und Kurt Lerchner. Mit ihren Liedern konnten sie nicht nur uns begeistern, sondern auch die

Wachmannschaften, die mit ihren Angehörigen die Aufführungen besuchten.

Am 17. Juni 1953 war alles vorbei. Es wehte wieder ein anderer Wind. Die Bewacher waren unfreundlicher, zurückhaltender und strenger. Abends gab es wieder Zählappelle und die Zellentüren wurden verschlossen. Wir hatten nur wenige Informationen über die Geschehnisse in der DDR. Langsam sickerte aber durch, dass ein Generalstreik stattgefunden hatte und dass die ruhmreiche Sowjetunion „Schlimmeres“ hatte verhindern können. Durch den Aufstand in Deutschland verzögerte sich unsere Entlassung. Nach und nach wurde es wieder lockerer und die Zellentüren wurden nicht mehr verschlossen.

In unserem Haus, im Zellenhaus, befanden sich im Kellergeschoss ein Karzer, eine Heizung und der Baderaum. Duschen gab es auch hier nicht, man musste mit den Zinkwaschschüsseln vorlieb nehmen. Wasser, ob kalt oder warm, gab es in Hülle und Fülle. Vor dem Bad konnte man seine Sachen zur Entlausung in die Heißluftkammer geben. Ungeziefer gab es im ganzen Lager aber nicht.

Im Karzer saß lange Zeit eine Frau. Kameradinnen hatten sie als Spitzel entlarvt und drohten, sie umzubringen. Aus Sicherheitsgründen hatte man sie in den Karzer gesperrt. Nach einigen Tagen ging sie auf Transport. Wohin? Weiß Gott.

In der Heizung arbeiteten ständig drei Männer. Einer davon war der Jugendliche Herbert Höhne, 17 Jahre. Da ich ständig nach Beschäftigung suchte und mich die Koksheizung sehr interessierte, habe ich mit Herbert Höhne gesprochen, um auch ein paar Stunden in der Heizung verbringen zu können. Zum Aufgabengebiet der Heizer gehörte auch das Betreiben der Heißluftkammer.

Nur wenn die Frauen Badetag hatten, durften wir nicht in der Kammer arbeiten, das haben dann die Frauen selbst übernommen. Aber es gab

doch Möglichkeiten, die Frauen beim Waschen zu beobachten. Ein- oder zweimal durch das Astloch geguckt, dann war die Neugier befriedigt und wir haben es dann gelassen.

In der Heizung habe ich für die Kameraden wieder Briefe geschrieben. Ich wollte immer etwas tun. Da wir im Lager auch eine Wandzeitung hatten, wurde jemand gebraucht, der die Artikel in Druckschrift schreibt. Ich habe mich gemeldet und durfte ab sofort die sozialistischen Texte für das rote Brett schreiben.

Im Saalhaus, wo die meisten Kameraden untergebracht waren, gab es auch eine Küche. Unter den Heimkehrern waren mehrere Köche, deshalb war in der Küche nur deutsches Personal beschäftigt. Das Essen war besser als in den Gefängnissen und Lagern; was uns hier zugeteilt wurde, haben wir auch bekommen. Die Küche wurde von einer kleinen Kommission überwacht, es wurde nichts gestohlen und es gab keinen Schwund. Alle bekamen das gleiche Essen, keiner wurde benachteiligt oder bevorzugt.

In den Gebäuden und Höfen konnten wir uns frei bewegen. Einige Kameraden haben im Hof Turngeräte zusammengezimmert, die auch regelmäßig benutzt wurden. Eines Tages, am 19. September 1953, geschah etwas Furchtbares. Ein Wachposten schoss vom Wachturm mit einer Maschinenpistole in eine Männergruppe, die sich vor den Turngeräten befand. Der Posten schoss wie ein Besessener auf die Männer. Ein Mann (Walther Reinecke aus Stuttgart) war sofort tot, zwei Schwerverletzte starben im Krankenhaus in Königsberg und es gab viele Verletzte. Alle Männer, die sich im Hof befanden, haben sich auf den Erdboden geschmissen. Ein russischer Offizier hat sich an den Wachturm geschlichen und ist nach oben geklettert. Er hat den Posten entwaffnet und festgenommen. Der Schütze war ein junger Mongole, der durchgedreht ist. Erst als der Offizier laut verkündet hatte, es bestehe keine Gefahr mehr, sind die Männer aufgestanden und in die Gebäude gerannt.

Nach kurzer Zeit ist die gesamte russische Lagerleitung ins Gefängnis gekommen. Der Trompeter Fritz Sperlich musste zum Sammeln aller Lagerinsassen blasen. Alles strömte in den Hof und wir bildeten einen Kreis um die Lageroffiziere. Zwischenzeitlich hatte man den Toten von den Turngeräten in den Hof getragen und aufgebahrt. Die Verwundeten brachten wir in das Sanitätsgebäude, wo der Sanitäter Scholz sie notdürftig versorgte.

Die verletzten Kameraden wurden später ins Krankenhaus nach Königsberg gefahren. Lautstark verlangten wir um Aufklärung des Vorfalls. Der Politoffizier versprach uns auch, dass alles in unserem Sinne aufgeklärt würde. Aber nichts geschah! Der erschossene Kamerad Walter Reinecke wurde aus dem Gefängnis hinausgetragen und vor dem Haupttor abgelegt. Wir forderten, dass eine kleine Gruppe von uns mit zur Beerdigung gehen durfte. Auch das wurde versprochen, aber nicht eingehalten. Die Toten wurden in die Pathologie nach Kaliningrad gebracht. Dort verloren sich ihre Spuren.

1997, als ich in Nordostpreußen (Kaliningrader Oblast) humanitäre Hilfe leistete, habe ich auch das jetzige Gefängnis in Gwardejsk (Tapiau) Nr. OM 216/17 besucht. Der Gefängnisleiter, ein Oberst Nikolai Prokudin, war über meinen Besuch sehr erstaunt. Nachdem ich mein Anliegen vorgebracht hatte - „Ich möchte gern das Gefängnis von innen sehen“ - hat er sofort nach dem Politoffizier und nach seinem Stellvertreter, einem Major, gerufen. Alle drei haben mich angeguckt wie gestochene Kälber. Ich erzählte ihnen, dass ich das Gefängnis von innen genau kenne und dass ich 1953 hier eingesessen habe. Sie waren darüber sehr erstaunt.

Nach einem kurzen Telefonat (ich glaube nach Königsberg) durfte ich das Gefängnis besichtigen. Das Gefängnis dient jetzt als Vollzugsanstalt für „Schwerverbrecher“. Die Zellen sind alle überfüllt und verschlossen und auf den Fluren patrouillieren Wachposten (Schließer). Eine Zelle durfte ich besichtigen. Es hatte sich gegenüber

1953 kaum etwas verändert. Es gab doppelstöckige Betten wie früher, eine Parascha (Kübel) für die kleine Notdurft und in der Raummitte stand ein Tisch mit Bänken.

Erstaunt war ich allerdings über die Insassen der Zelle. Der Älteste war ca. 60 Jahre und der Jüngste zwölf Jahre alt. Ich fragte den Jungen, warum er einsitzt und ob es ihm hier gefällt. Er antwortete: „Ich bin wegen Diebstahls bestraft worden und hier gefällt es mir sehr gut. Ich habe mein Essen, ich kann hier Domino und Schach spielen und die Genossen sind alle nett zu mir. Draußen habe ich keinen Menschen, der so gut zu mir ist. Das Essen könnte etwas besser sein.“ Der Junge war nur mit Nachthemd und Morgenmantel bekleidet, der viel zu groß war. Ich fragte meinen Begleiter, ob es erlaubt ist, etwas Geld für den Jungen zu hinterlegen. „Nein, das geht nicht“, sagte er, „nur seine Angehörigen dürfen Geld und Lebensmittel für ihn abgeben.“ Ich glaube, er hatte keine Eltern mehr, denn er lebte vor der Verhaftung im Kanalsystem von Königsberg.

Die Lebenslänglichen haben in diesem Gefängnis das Sagen. Alle Posten sind mit diesen Personen besetzt. Zweimal im Jahr dürfen diese Gefangenen Frauenbesuch empfangen. Dafür gibt es im Vorderbereich des Gefängnisses schön eingerichtete Einzelzellen. Die Frauen dürfen je nach Erlaubnis ein oder mehrere Tage mit den Verurteilten zusammen sein. So einen Strafvollzug habe ich noch nie vorher gesehen.

Im Saalbau habe ich im Kellergeschoss einen Saal besichtigen können. In diesem Saal hausten ca. 200 junge Männer, alles kräftige Kerle, die den ganzen Tag ohne Arbeit und ohne jegliches Ziel eingesperrt sind. Der Major erzählte mir, dass es im Gefängnis Werkstätten gäbe, in denen Garagentore, Mülltonnen und Verkehrsschilder hergestellt werden.

Als der Major mich am Haupttor verabschiedete, drückte er mir seine Visitenkarte in die Hand und lud mich zum Abendessen für den nächsten Tag in seine Privatwohnung nach Gumbinnen ein. Natürlich habe ich die Einladung angenommen und bin am nächsten Tag zum vereinbarten Treffen gegangen. Der Empfang war überaus herzlich und die ganze Familie hat sich mir gegenüber benommen, als würden wir uns schon seit mehreren Jahren kennen.

Der Major, I. Andrewitsch, erzählte mir, dass im Gefängnis regelrecht Hungersnot herrsche. Der Anstaltsleiter habe die Erlaubnis erteilt, dass die Gefangenen jetzt mehr Pakete empfangen dürfen. Ein Paket dürfe allerdings 20 Kilogramm nicht überschreiten.

## 7.2 Auf späterer Spurensuche in Nordostpreußen

Seit 1991 arbeite ich ehrenamtlich in Nordostpreußen im Kaliningrader Oblast. Unser Verein „Ostseebrücke“ mit Hauptsitz in Kiel unterstützt mit Spendengeldern Russlanddeutsche und Russen, die nach Ostpreußen umgesiedelt sind. Unser Verein hat in Trakehnen, heute Jasnaja Poljana, Schulen, eine Bäckerei, eine Zahnarztpraxis, ein Café, eine Schreinerei und viele Wohnungen und Häuser renoviert und gebaut. Bis 2005 war ich mindestens drei Monate pro Jahr als Bauleiter für Haustechnik in Ostpreußen.

Schon lange hatte ich den Entschluss gefasst, das Gefängnis in Tapiau zu besuchen und nachzuforschen, wo unsere erschossenen Kameraden abgeblieben sind. Ich erinnere, im September 1953 wurden drei Kameraden kurz vor der Entlassung im Gefängnis Tapiau vom Wachturm aus grundlos erschossen.

Im Mai 2003 habe ich in der Zeitschrift „Der Stacheldraht“ (Organ der Union der Opferverbände Kommunistischer Gewaltherrschaft e.V. - UOKG) eine Suchanzeige „Tapiau 1953“ geschaltet. Der Text lautete:

„Wer erinnert sich noch an die drei Kameraden (Ingenieur, Friseur, Sportlehrer), die kurz vor der Entlassung im September vom Wachturm aus erschossen wurden?

Am 15. Juni dieses Jahres wird in Tapiau ein Begegnungszentrum eingeweiht. Zur Eröffnung des Hauses werden unter anderen der Gouverneur Admiral Jegerov und der Bürgermeister von Tapiau, Herr Tschaplev, anwesend sein. Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Erlaubnis für eine eventuelle Umbettung der Kameraden einholen. Diese drei Kameraden könnten dann auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Heiligenbeil (Mamonowo) eine würdige letzte Ruhestätte erhalten.

Das damalige Durchgangslager Tapiau ist jetzt ein Hochsicherheitsgefängnis, dort konnte ich keine Auskünfte über Grabstätten und Namen erhalten.“

Viele Kameraden, die zur gleichen Zeit in Tapiau waren, haben mir geantwortet, geschrieben und mit mir telefoniert. Ein Brief hat mich besonders beeindruckt; Hans Keiling aus 9680 Braun St. Texas schrieb:

Auszug

„Es war am 19. September, als unsere Theaterprobe so um 15:00 Uhr plötzlich unterbrochen wurde, wir hörten Schüsse und von allen Richtungen sind wir auf den Appellplatz gerannt. Dort informierte man uns über den Vorfall. Ein Wachposten vom sowjetischen KGB hatte seine Nerven verloren und schoss auf einige unserer Leidensgenossen, die sich gerade an der Waschanlage, dicht bei seinem Wachturm, befanden. Zwei waren auf der Stelle tot und einer wurde schwer verwundet, er ist aber nach kurzer Zeit verstorben.

Leider kann ich mich nicht an die Namen erinnern, wir hatten an der Seite der Frauen-Unterkünfte eine Gedenkfeier für unsere drei Leidensgenossen eingeleitet. Bei dieser Feier hatte ich eine kurze

Gedenkansprache gehalten. Ich bin tief gerührt über Ihr Vorhaben und wünsche Ihnen guten Erfolg.“

Hans Keiling hatte im Durchgangslager eine Theatergruppe gebildet. Musiker, Schauspieler und Sänger gab es unter den 1.500 Heimkehrern genug.

Karl-Heinz Vogeley aus Haldensleben schrieb:

„Ein Wachsoldat schießt vom Turm in das Lager; zwei Schwerverletzte, einer mit Bauchschuß, der andere Doppelbeckenschuß, sollen beide nach Königsberg in ein Krankenhaus gebracht worden sein. Hörte später, es wären beide gestorben. Walther Reinecke, Ingenieur aus Stuttgart, war gleich tot. Er wurde im Krankenhaus (gemeint ist das Lagerkrankenhaus) aufgebahrt, ich stand m. a. zweimal Totenwache.“

Das Haus der Begegnung wurde am 15. Juni 2003 in Tapiau/Gwardejsk durch die Landsmannschaft Ostpreußen und den Förderverein „Ostseebrücke“ eingeweiht. In diesem Haus befinden sich ein Kindergarten, ein Computerraum und ein großer Versammlungsraum. Im zweiten Obergeschoss befinden sich Gästezimmer.

Der Rajonchef Tschaplew, der den Ausbau der Begegnungsstätte befürwortet hatte, war auch anwesend. Da ich Repräsentant und Vertreter der Ostseebrücke war, hatte ich Gelegenheit, mit Herrn Tschaplew persönlich über meine besonderen Anliegen - wo sind meine erschossenen Kameraden - zu sprechen. Der Landrat (Rajonchef) versprach mir hoch und heilig, bei der Suche nach den Gräbern behilflich zu sein. Leider war das nur ein leeres Versprechen. Tschaplew hat sich später, als ich nun endlich die Resultate erfahren wollte, verleugnen lassen und hat mich nie wieder empfangen.

Auf dem Friedhof in Tapiau gibt und gab es nie Gräber der Erschossenen. Ich wollte gern, dass die drei Kameraden auf dem Soldatenfriedhof in Heiligenbeil (jetzt Mamonowo) ihre letzte

Ruhestätte finden, deshalb habe ich die deutsche Kriegsgräberfürsorge in Kassel eingeschaltet. Der verantwortliche Leiter der Umbettungsaktion gefallener Soldaten in Königsberg Herr Schneider (ein ehemaliger NVA-Major mit guten Russischkenntnissen) hat mir auch versprochen, sich dafür einzusetzen. Auch nur leeres Gequatsche. Nichts ist passiert. Die drei bleiben verschollen.

Der alte Friedhofsgärtner von Tapiau hat mir unter vorgehaltener Hand erzählt, dass die drei Deutschen damals nach Kaliningrad gebracht worden seien. Sie seien in der Pathologie untersucht worden und danach verschwunden. Wo sie abgeblieben sind, konnte er mir nicht sagen.

## 7.3 Zurück in Deutschland über Fürstenwalde/Spree im Dezember 1953

Am 26. Dezember 1953 wurde durch den Hauptfeldwebel „Pontschik“ (weil er auch so fett war) während des Abendappells ein Regierungsbefehl verlesen: „Ihr seid alle frei und am 27. des Monats fahrt Ihr nach Hause.“ Gedämpfte Stimmung kam auf. Fahren wir wirklich nach Hause? Schon einmal hatte man uns in die Freiheit entlassen, um uns erneut einzusperren. Jetzt hieß es abwarten.

Am 27. Dezember 1953 wurde es doch wahr. Alle versammelten sich auf dem Appellplatz. Ein endloses Zeremoniell begann. Einzeln wurden wir anhand von Kennkarten namentlich aufgerufen und penibel kontrolliert. Dann mussten wir den Appellplatz durch das Haupttor verlassen und im Gefängnisgang Aufstellung nehmen. Wegen meines Familiennamens war ich wieder ziemlich der Letzte. Als ich an der Reihe war, hastete ich schnell durch das Tor und stellte mich in die Marschkolonne. Wie gewohnt immer fünf Mann in einer Reihe und dann ging es „ohne Schritt“ los. Vor dem Gefängnis noch einmal zählen und Abmarsch in Richtung Bahnhof.

Unser Weg führte über die Deimebrücke und eine kopfsteingepflasterte Straße in die Stadtmitte, an einer zerfallenen Kirche vorbei zum Bahnhof. Begleitet wurden wir von unbewaffneten Offizieren und Soldaten. Die Bevölkerung nahm von der Elendskolonne kaum Notiz. Keiner hat uns belästigt, angespuckt oder geschlagen.

Ich erinnerte mich noch an den Tag, als wir im Juni 1951 in Brest ankamen und vom Bahnhof bis zu den Gefängniswagen laufen mussten. Trotz starker Bewachung wurden wir von der Brester Bevölkerung geschlagen, bespuckt und beworfen. Das war ein Spießrutenlauf im wahrsten Sinne.

Auf einem Abstellgleis des Bahnhofs Tapiau standen unzählige Viehwaggons. Die kleinen Fenster der Waggons waren diesmal nicht vergittert. Im Innenraum standen Doppelstockpritschen aus Holz, auf denen Stroh lag. Immer 50 Mann in einen Waggon. Solche Waggons wurden, wie schon beschrieben, auch für Truppentransporte benutzt. Es wurde wieder genau abgezählt. Die Türen wurden nicht verschlossen, man konnte von Waggon zu Waggon gehen. Die Bewachung war auch hier nicht bewaffnet. Die Muschiki (einfache Soldaten) versuchten, mit uns Geschäfte zu machen. Der Transportoffizier, ein Oberstleutenant, war ein freundlicher, gebildeter Mensch, er unterhielt sich mit uns und ließ uns alle Freiheiten. Einige Männer verschwanden in den Frauen-Waggons und feierten dort mit Sicherheit schon ihre Hochzeitsnacht.

Von Ostpreußen ging es durch ganz Polen und dann ratterte der Zug endlich über die Oderbrücke nach Frankfurt. Mit ein paar Kameraden saßen wir an der offenen Tür und schauten uns Land und Leute an. Einige Kameraden schmissen Reste der Lagerkleidung in die Oder. „Wir brauchen diese Klamotten nicht mehr“, schrien sie.

Der Frankfurter Bahnhof war menschenleer, nur eine Kette schwerbewaffneter Volkspolizisten stand auf den Bahnsteigen. Wir

durften nicht aussteigen. Die Vopos hielten uns mit ihren MP's und Hunden in Schach. Ich kannte das Motto der VP: „Hier herrscht ein anderer Wind.“ Wir haben die Volkspolizisten mit den derbsten russischen Schimpfwörtern belegt. „Sind das nun Russen oder Deutsche?“, fragten sich die neuen Bewacher. Sie standen da und verstanden uns und die Welt nicht mehr. Der Transportoffizier ging von Waggon zu Waggon und bat uns, Ruhe zu bewahren.

Neben mir saß mein Freund Günter Sprigoda aus Frankfurt. Plötzlich schrie er: „Mama!“ Unter den vielen Zaungästen will er seine Mutter erkannt haben. Tatsächlich winkte eine Frau unaufhörlich mit einem Taschentuch. Hat die Mutter den Sohn, der über acht Jahre in Workuta war, tatsächlich wieder erkannt? Später, als Günter Sprigoda in Düsseldorf lebte, hat er mir bestätigt, dass er seine Mutter wiedererkannt hatte. Seine Mutter ist täglich, wöchentlich, monatelang immer zum Bahnhof gegangen und hat auf die Heimkehr ihres Sohnes gewartet. Nur kurze Zeit später ist seine Mutter verstorben. Sie sagte: „Ich kann nicht in Ruhe sterben, bevor mein einziger Junge nicht zurück ist.“

Nach dem Aufenthalt ging‘s weiter nach Fürstenwalde an der Spree. Auf dem Bahnhof standen wieder Volkspolizisten, diesmal unbewaffnet. Eine Schar von Rotkreuz-Schwestern hat uns empfangen. Sie waren überaus freundlich und nett zu uns. Das hat mir richtig gut getan. Wir wurden von einem VoPo-Offizier zum Durchgangslager geführt. Es waren Baracken ganz in der Nähe des Bahnhofs.

Im Lager in Fürstenwalde wurden wir registriert, nach unserem Reiseziel befragt und es wurde uns ein Überbrückungsgeld von 50,00 Mark ausgehändigt. Dieses Geld musste innerhalb von drei Monaten zurückgezahlt werden. Der Polizeioffizier sagte uns, dass wir nun frei wären und wieder an unseren alten Arbeitsplatz zurück könnten. Dann legten wir unsere russische Wattekleidung ab. Auch meine Pelzmütze

habe ich auf den Kleiderhaufen geschmissen. Nach einem richtigen Duschbad wurden wir vollkommen neu eingekleidet. Von der Unterhose bis zum Hut, alles neu. Als ich die Schuhe anprobierte, fragte mich eine DRK-Schwester, wie alt ich sei. Als ich ihr sagte, dass ich 21 Jahre alt sei, liefen ihr Tränen über das Gesicht.

Es gab doch Leute, die mit uns Mitleid hatten. Nach der Registrierung und Einkleidung wurde uns ein Schlafplatz angewiesen. Keiner hat davon Gebrauch gemacht. Wir waren alle wie im Rausch und wie aufgedreht. In vollen Zügen haben wir die wiedergewonnene Freiheit genossen. Mein erster Weg ohne Bewachung ging zur Poststelle. Auf der Post in Fürstenwalde habe ich ein Telegramm nach Mölbis mit folgendem Inhalt an meine Mutter aufgegeben:

„Erwartet mich in Kürze. Werner."

Später erzählte mir meine Mutter, dass das Telegramm ankam, als meine jüngeren Brüder gerade zur Schule gehen wollten. Meine Mutter nahm das Telegramm und steckte es in den Ausschnitt ihres Kleides. Meine Brüder wollten wissen, was in dem Telegramm steht. Meine Mutter hat das Telegramm nicht geöffnet, sie hatte Angst vor einer Enttäuschung. Sie sagte, dass sie es später öffnen würde.

Meine Mutter begann die ganze Wohnung zu putzen. Mein ehemaliges Zimmer wurde gesäubert, das Bett frisch bezogen. Dann setzte sie sich aufs Fahrrad und fuhr die drei Kilometer zum Bahnhof nach Espenhain. Sie schrieb alle ankommenden Züge auf - bis auf einen, den hatte sie in ihrem Eifer übersehen.

Zurück in Mölbis ging sie einkaufen und erzählte den Nachbarn, dass ich heimkäme. Sie sagte mir später: „Als das Telegramm kam, habe ich geahnt, dass es von dir ist." Meine Mutter erzählte: „Nachts stand ich oft am Fenster und habe gehofft, dass ihr heimkommt. In meinen Träumen ward ihr immer gegenwärtig."

Meine Mutter war einige Tage vor meiner Ankunft wieder bei einer Kartenlegerin in Borna gewesen. Die „Kartenhexe“ hatte ihr gesagt, dass der Jüngste bald vor der Tür stünde. Meine Mutter hatte sich in den Jahren unserer Gefangenschaft immer Hoffnung und Lebensmut bei der Kartenlegerin geholt. Sie glaubte an den Spuk und Hokuspokus.

Als meine Brüder aus der Schule kamen, bestanden sie darauf, dass die Mutter das Telegramm öffnen solle. Nun hatten sie schwarz auf weiß meine Nachricht, dass ich im Anmarsch bin. Daraufhin teilte meine Mutter meine Brüder ein, am Bahnhof meine Ankunft abzuwarten. Keiner hat mich am Bahnhof getroffen, denn ich kam gerade mit dem Zug an, dessen Ankunft Mutter übersehen hatte.

Pünktlich 6.30 Uhr lief der Zug in Espenhain ein. Von Espenhain bis nach Mölbis sind es ungefähr drei km. Schnellen Schrittes ging ich diesen Weg, den ich 1.000 Mal schon gegangen war. Manche Streckenabschnitte bin ich gerannt. Ich wollte schnell zu Hause sein.

Unterwegs traf ich Arbeiter, die mit dem Fahrrad zur Arbeit fuhren. Nur einer drehte sich mehrmals um. Trotzdem hat er mich sicherlich nicht erkannt. Hatte ich mich so verändert?

Dann war es soweit. Ich stand am Tor unseres Hauses in der Nähe des Dorfeinganges von Mölbis. Im Haus brannte überall schon Licht. Wie werde ich empfangen? In meinem Kopf drehte sich alles. Und dann rannte ich ins Haus. Keiner hätte mich davon abhalten können. Im Wohnzimmer stand meine Mutter, sie fiel über mich her und küsste mich laufend, sie weinte vor Freude und drückte mich immer wieder. Meine Brüder, vier waren noch zu Hause, kamen aus der Küche, sie weinten alle und ich weinte mit.

Endlich zu Hause! Die Sehnsucht und das Heimweh hatten ein Ende. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht in Mölbis. Nachbarn kamen und wollten wissen, woher ich käme. Besonders meine Patentante, Frau Martha Haym, hat mich mit ihrem Besuch

überrascht. Sie brachte einen großen Korb voller Lebensmittel mit, auch sie weinte, als ich ihr kurz meine Geschichte erzählte.

## 8. Schlussbemerkungen

Im Durchgangslager Fürstenwalde an der Spree wurde uns während der Registrierung durch den VP-Offizier hoch und heilig versichert, dass wir frei wären und uns in der DDR frei bewegen könnten. Auch zu unseren alten Arbeitsplätzen könnten wir zurückkehren.

Mit diesen Versprechungen im Kopf bin ich schon Anfang Januar 1954 auf Arbeitssuche gegangen. Ich fand aber keine Arbeit, auch nicht im SAG-Betrieb in Espenhain, wo ich vor der Verhaftung gelernt und gearbeitet hatte. In der Personalabteilung im Werk Espenhain, die für alle Einstellungen verantwortlich zeichnete und sich jetzt „Kaderabteilung“ nannte, saßen auch einige Mölbiser Bürger.

Besonders die Stasi-Spitzel „Hans Meier“, „Marion“, „Bärbel“ und „Christina“ verhinderten mit aller Gewalt meine Wiedereinstellung in ein Arbeitsverhältnis. Monatelang war ich arbeitslos. Finanziell wurde ich durch meine Brüder unterstützt. Besonders mein jüngerer Bruder Fritz hat mir sehr geholfen, über diese Zeit hinwegzukommen. Diese Arbeitslosigkeit hat mich damals sehr betroffen gemacht. Aus den Stasiunterlagen, die mir nach der Wende zugänglich wurden, konnte ich entnehmen, dass besonders der IM Günther Lässig aus Mölbis mit Decknamen „Christina“ (MfS Zentralarchiv Leipzig, All. S6/54 Band 32) meine Wiedereinstellung im Werk Espenhain verhindert hat. Er schrieb in seinem Spitzelbericht: „Für politische Verbrecher und Gegner der DDR und der Sowjetunion haben wir im sozialistischen Staat keinen Platz und keine Arbeit!“

Dieser Satz wirkte auch 50 Jahre danach, als ich diesen erstmals las, auf mich wie eine zweite Verurteilung. Günther Lässig alias „Christina“ war einer meiner ehemaligen Schulkameraden.

Erst als meine gesamte Familie von Mölbis nach Leipzig umgezogen war fand ich Arbeit in Leipzig. Eingestellt wurde ich in einem volkseigenen Betrieb als Montageschlosser. Nach ca. fünf Monaten wurde ich Arbeitsvorbereiter und kam ins Angestelltenverhältnis. Zwei Jahre später begann ich mit dem Ingenieurstudium. Nach dem Studium habe ich im gleichen Betrieb in der Forschungsabteilung gearbeitet.

1961 erfolgte meine erneute Verhaftung wegen angeblicher Wirtschaftsspionage. Nach einem Verhör und der Durchsuchung meiner Wohnung kam ich frei. Am gleichen Tage floh ich mit Hilfe meines Bruders Fritz in den Westen. Mein Abteilungsleiter Dr. R. hatte alle Forschungsergebnisse nach Westdeutschland geschickt und ist vor mir nach Westdeutschland geflohen.

Verdrängt, aber nicht vergessen sind die schweren Jahre der Gefangenschaft. Ich erinnere mich aber gern an meine Schul- und Lehrzeit in Mölbis und Espenhain. Wir hatten eine schöne Kindheit. Mit den Spitzeln aus Mölbis und Espenhain hätte ich gern über das Unrecht, das sie mir und meiner Familie angetan haben, gesprochen. Leider leben sie nicht mehr und die noch leben streiten alles ab.

Auch die Russen (das KGB, heute FSB) haben eingesehen, dass viele deutsche Bürger zu Unrecht verurteilt, eingesperrt und erschossen worden sind. In der Zeit von 1950 bis 1953 wurden in Moskau, Workuta, Wologda und Irkutsk 1.260 deutsche Frauen und Männer erschossen. Zehntausende wurden in die Straflager verschleppt und mussten Sklavenarbeit leisten, nur weil sie sich für Freiheit, Gerechtigkeit und Demokratie eingesetzt haben.

Gemäß Artikel 3 Punkt „a“ des Gesetzes der Russischen Föderation „Über die Rehabilitierung von Opfern politischer Repressionen“ wurden ich und mein Bruder Herbert am 18. Oktober 1991 durch die russische Militärstaatsanwaltschaft in Moskau rehabilitiert. Unterzeichnet wurde die Rehabilitationsurkunde von Herrn Oberst der Justiz W.K. Kondratow.

Das KGB-Gefängnis in Potsdam, genannt „Lindenhotel“, ist zur Erinnerungs- und Gedenkstätte ausgebaut worden. Auf dem Erinnerungsband, das durch das ganze Gefängnis verläuft, sind auch die Namen der Brüder Werner Sperling und Herbert Sperling sowie lnge Sperling geb. Löwendorf und Manfred Schnee zu finden.

Ironie der Geschichte mag sein, dass ich gern nach Russland fahre und die russische Sprache pflege.

Seit 1992 leiste ich humanitäre Hilfe im Gebiet Kaliningrad (früher Ostpreußen). Da kommen mir meine Sprachkenntnisse zur Hilfe und deshalb kann ich mich auch in Russland ohne Dolmetscher bewegen. Nur wenige Russen - gute Freunde von mir - wissen, dass ich im GULag war. Manchmal gebrauche ich doch ein Wort aus dem Lagerjargon; darüber wundern sie sich und lächeln etwas fragend.

*Schwerte, November 2009*